

Der Albatros
Der Landvermesser
und andere Geschichten
vom Cap Sizun

Roz Dan

Aus dem Französischen
von Isabelle Dörr

Von Roz Dan, alias Jean-Yves Plantec, sind bei *Editions du Caillou* außerdem erschienen:

La mer n'est pas un détail – Kurzgeschichten (2008)

Kailh – Roman (2014)

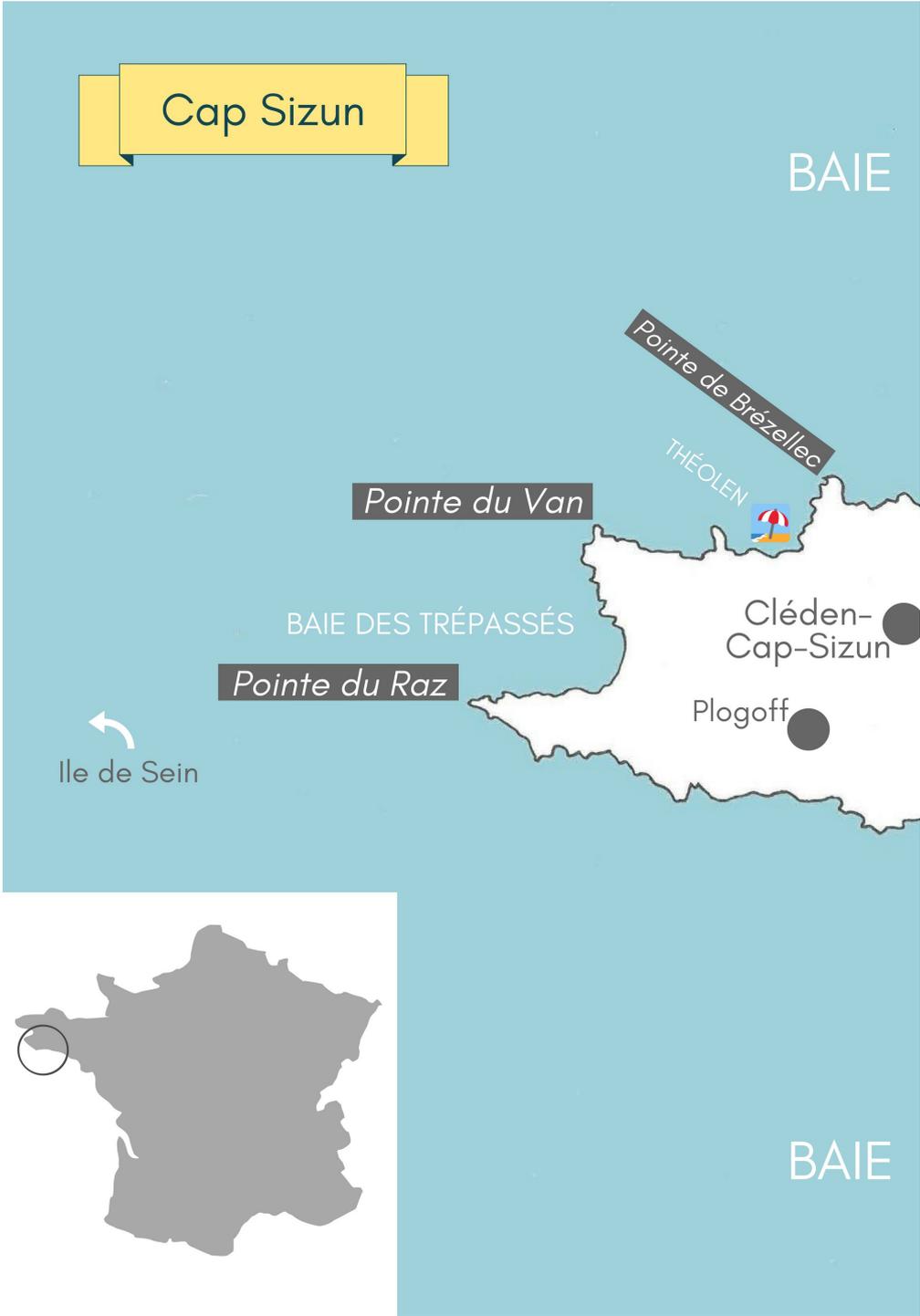
Ingénieur INSA – Fabriquer le monde (2016)

Ingénieure INSA – Transformer le monde (2017)

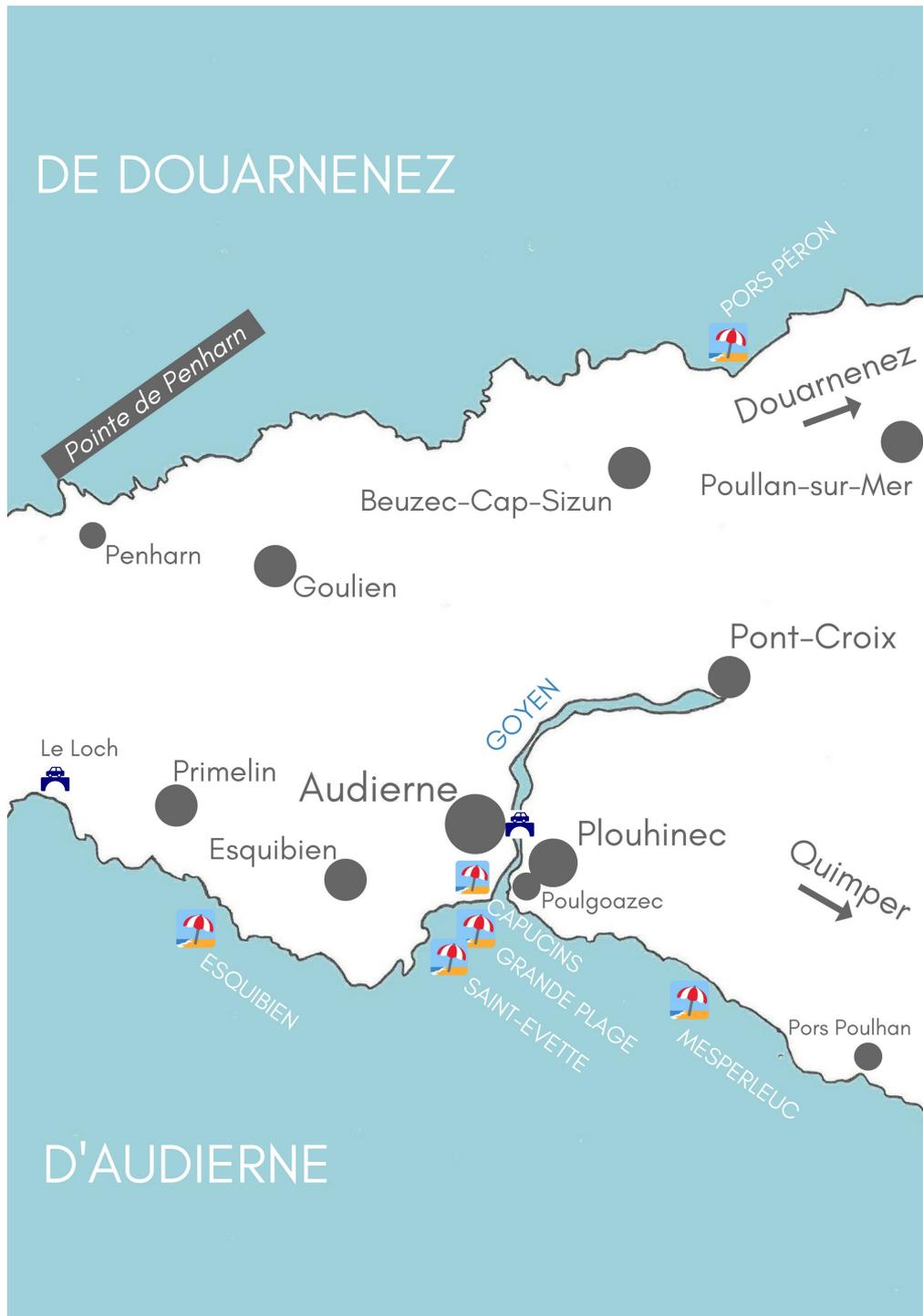
Descendre – Roman (2017)

Für Françoise.

Für Maud, Maël-Marie und Oriane.



DE DOUARNENEZ



D'AUDIERNE

Der Albatros

7. Mai

23 Gäste.

Leichter Niederschlag.

Hoffentlich ist dieser Nieselregen ein gutes Omen für die neue Saison.

Es ist jedes Jahr das Gleiche: Am Tag der Eröffnung warte ich fieberhaft auf ein Zeichen. Ich versuche mir selbst weiszumachen, dass die Form einer Wolke, der Klang eines fremden Akzents morgens auf dem Markt oder die himmlische Flugbahn einer Möwe uns treue Gäste für die kommenden sechs Monate versprechen.

Paul hat noch nicht so richtig in seinen Trott gefunden. Den ganzen Abend ist er brummig gewesen. Ich kenne ihn, dieses Tier! Seit Wochen schon erinnert er mich an ein Pferd kurz vor dem Hindernis. Die Aussicht darauf, im nächsten halben Jahr wie eine Krabbe in der Reuse durch die Küche zu wimmeln und die Sonne beinahe nie zu sehen, setzt ihn mächtig unter Strom. Das geht vorbei. In diesem Jahr hat er es übrigens wieder nicht geschafft, einen neuen Namen für das Restaurant auszusuchen. Bestimmt will er

auf seine Art den Zorn der Götter und Heiligen nicht heraufbeschwören, die über das Schicksal einer kleinen Reede wie der unseren wachen.

Bei Raphaël ist dagegen sofort wieder alles wie immer: die Worte und Gesten, mit denen er unsere Gäste begrüßt und die Fähigkeit, sich treffsicher an ihre liebsten Gerichte und Getränke zu erinnern. Ganz zu schweigen von seinem ausladenden, energischen Schritt und seiner Art, blitzschnell in die Küche zu stürmen und Bestellungen in unsere Richtung abzufeuern – natürlich immer versetzt mit einem seiner typischen Kommentare. Wie ein *Korrigan* schwebt er dann durch den Gastraum davon, überquert den vollen Gehweg und die Terrasse und laviert mit zwei Tellern in jeder Hand im Slalom um Tische und Menschen herum.

Kein Auftritt in der Küche, bei dem Raphaël uns nicht etwas zu erzählen hätte. Heute zum Beispiel beschrieb er mit sagenhafter Genauigkeit einen Gast, der selbst nach viermaliger Lektüre der kompletten Speisekarte zu keiner Entscheidung fähig war. Dann gab es da noch diesen herrlichen Katamaran, der auf der Suche nach einem Ankerplatz majestätisch den Hafen durchkreuzte. Und das erschöpfte Paar, hier gestrandet, am Ende der Welt, beinahe außerhalb der Saison und mit scheinbar nichts anderem im Sinn, als sich darüber in aller Öffentlichkeit zu streiten. Schließlich noch die Motorradfahrer in ihrer Lederkluft, die in nicht enden wollender Kolonne ausgelassen die Kais entlangratterten. Ins Zubereiten vertieft, hören Paul und ich ihm stets wortlos zu, wenn er mit Geschichten wie diesen

dem Brausen, das von nah und fern zu uns in die Küche dringt – dem Stimmengewirr, Stühlerücken und Tellerklappern – ein wenig Leben einhaucht. Dank seiner Anekdoten bestehen die acht Stunden Service für uns nicht bloß aus einer simplen Abfolge von Gerichten. Jede einzelne davon wirkt auf die Arbeit unseres Teams wie eine Marinade, die einer immergleichen Speise frische Würze verleiht.

Am späten Abend kreisten Raphaëls Kommentare dann fast ausschließlich um einen großen, merkwürdigen jungen Mann, der ihm schon zu Beginn der Schicht auf der anderen Straßenseite aufgefallen war. Zu seiner Überraschung sah er den Jungen dann bei fast jedem Gang auf die Terrasse wieder. Raphaël zufolge schien er ziellos zwischen den Autos am Fahrbahnrand hin und her zu schleichen. Manchmal verschwand er auch für einige Minuten, nur um kurz darauf erneut verdächtig am Rand des Kais auf und ab zu gehen, den Blick geistesabwesend auf seine Schuhspitzen gerichtet.

Was mich angeht, so habe ich über das zerstreute, pflichtbewusste Lauschen auf unseren Sensationsreporter und seine Berichte vom Kommen und Gehen des mysteriösen Jungen ganz wunderbar zu meiner Routine zurückgefunden. Wie von selbst gehen mir die hundert sparsamen und präzisen Gesten schon wieder von der Hand, die eine Vorspeise oder ein Dessert zu etwas Besonderem werden lassen.

Als Raphaël mich endlich überredet hatte, ihm auf die Terrasse zu folgen und selbst einen Blick auf die Hauptfigur

seiner unendlichen Geschichte zu werfen, war diese verschwunden.

Schade.

*

8. Mai

29 Gäste.

Grauer Himmel, trocken.

Zu Beginn der zweiten Schicht erschien ein ungewöhnlich besorgter Raphaël in der Küche: Wir sollten raten, wer soeben das Restaurant betreten hatte. Mir kam gar nicht erst in den Sinn, es könnte sich um irgendeinen Politiker oder um ein Filmsternchen handeln – auch wenn der ganze Hafen sich noch gut an Vanessa Paradis und Johnny Depp erinnert, die letztes Jahr während eines Drehs von Anne Le Ny in der Gegend die Crêperie nebenan besucht hatten. Nein, seltsamerweise wusste ich sofort, dass er es war: Der hochgewachsene Junge von gestern.

Für einen Augenblick ließ ich die Arbeit ruhen und spähte zwischen den Flügeln der Schwingtür hindurch, die unsere Küche vom Gastraum trennt. Ein junger Mann stand nahe am Eingang, schlecht gekleidet und so spindeldürr, dass sein langer Körper geradezu riesenhaft wirkte.

Es ist ja nicht so, dass das *La Cotriade* ein Drei-Sterne-

Lokal wäre und wir hier besonders auf das Benehmen unserer Gäste achten würden. Mit der Zeit kann man jedoch gar nicht anders, als sie auf den ersten Blick in eine Schublade zu stecken: Familien, die brav sind oder streng oder total überfordert vom Tempo, dass ihnen ihre überdrehte Rasselbande aufzwingt; geistesabwesende und resignierte Rentnerpärchen oder aber solche von der pingeligen Sorte, wie die Ex-Lehrer, die man oft unter Tausenden erkennt; und natürlich die Seefahrer, wortkarg oder vergnügungssüchtig, umweht von einem leisen Geruch nach Schiffsöl und erkaltetem Tabak.

Bei diesem Gast hier konnte man dagegen glauben, er käme nirgendwoher. Gleichsam alterslos, schien ihn die Brandung angeschwemmt zu haben wie ein dünnes Stück Treibholz. Raphaël wies ihm Tisch Nummer drei zu, den kleinen, runden am Eingang, an dem niemand sitzen mag. In jedem Restaurant gibt es einen solchen Tisch, den die Gäste erst dann widerwillig und in schlechter Stimmung aufsuchen, wenn sie sich mit Blicken in die Runde davon überzeugt haben, dass auch wirklich kein anderer Platz mehr frei ist. Bei uns steht dieser Tisch in der Tat ein wenig unglücklich in einer Ecke rechts der Tür. Eine dämliche Garderobe, für die wir nie einen anderen Ort gefunden haben, versperrt hier leicht die Sicht auf den übrigen Saal. Der Gast hat so zwangsläufig den Eindruck, ausgeschlossen worden zu sein, nicht im selben Restaurant wie der Rest zu speisen und einen zweitklassigen Service zu erhalten (was wir natürlich zu widerlegen suchen, indem wir ihn schneller und üppiger bedienen als alle anderen).

Aber ich schweife ab.

Der Junge setzte sich langsam, wobei sein Zögern sich offenbar nicht auf den Platz bezog, den man ihm zugewiesen hatte, sondern auf die bloße Vorstellung, in einem Restaurant zu Mittag zu essen. Ich beobachtete, wie er die Speisekarte überflog und dabei verstohlen die anderen Gäste beäugte.

„Eine *Cotriade* für Nummer drei!“ verkündete Raphaël wenig später mit ungläubiger Miene, bevor er hinzufügte: „Eine *Cotriade*, ausgerechnet! Mal abgesehen davon, dass das der Name unseres Restaurants ist, wage ich doch sehr zu bezweifeln, dass er weiß, was er da bestellt hat. Wenn ihr meine Meinung hören wollt: Ich traue dem Typen keinen Meter über den Weg.“

In der Folge informierte uns Raphaël noch einige Male über das Treiben an Tisch drei, vor allem über den dortigen Brotkonsum, der beachtliche Ausmaße angenommen hatte. Gegen Ende der Schicht tauchte schließlich sein Kopf in der Tür auf. Mit dem Gesicht eines Mannes, der den Braten längst gerochen hatte, fragte er mich: „Kommst du mal? Wir haben da ein kleines Problem.“ Ich zog meine Schürze aus und betrat den Gastraum. Raphaël und der Junge standen einander gegenüber, die Registrierkasse zwischen sich.

„Die EC-Karte dieses Herren wird nicht akzeptiert“, verkündete Raphaël mit einem Hauch von Ironie. „Er hat weder Bargeld noch ein Scheckheft bei sich.“

„Guten Tag Monsieur“, sagte ich versuchsweise und im neutralsten Ton, zu dem ich fähig war, „etwas weiter den

Kai herunter befindet sich ein Geldautomat.“

Erst nach langem Schweigen begann der Junge zu sprechen.

„Ich dachte, dass...“, stammelte er mit sanfter Stimme, während er mit den Augen eines verendenden Fisches die EC-Karte fixierte.

Die Botschaft war eindeutig: Auf seinem Bankkonto herrschte Ebbe. Ich setzte eine ungehaltene Miene auf und warf einen Blick auf die Rechnung. Vierzehn Euro. Ein einziges Gericht ohne Nachtisch, ohne Wein. Deshalb musste man nun wirklich kein Heringsfass aufmachen. Situationen wie diese erlebt unsereins pro Saison zum Glück nicht mehr als dreimal, und wenn, dann sind meist deutlich größere Summen im Spiel.

Raphaël wartete wie einer, der von Anfang an mit diesem Ausgang der Geschichte gerechnet hatte. Ich schaute in die Augen des Jungen. Ich sah dort nichts Hochmütiges oder Herausforderndes, sondern vielmehr so etwas wie aufrichtige Traurigkeit. Ich erinnerte mich an sein Zögern vorhin beim Betreten des Restaurants. Als er bestellte, musste er zumindest geahnt haben, dass das Geld nicht reichen würde. Wenn so etwas passiert, frage ich mich jedes Mal, was wohl in den Köpfen der Leute vorgeht. Die Erscheinung des Jungen, der an diesem Abend vor mir stand, schien mir vor allem eines zu vermitteln: Bei ihm hatte der Magen das Kommando gehabt.

Diskret bedeutete ich ihm, mir in die Küche zu folgen.

Die Teller haben wir ihn dann nur aus Prinzip waschen

lassen, und weil wir es so machen wollten wie im Kino. In Wahrheit besitzen wir nämlich eine Spülmaschine für Geschirr und Besteck; lediglich die Kasserollen, die großen Schüsseln, die Kochtöpfe und anderes Küchengerät muss ich noch laufend per Hand reinigen. Der Aufwand, den es bedeutet, unserem ‚Besuch‘ zu erklären, wie er zu spülen hat und wo die Gerätschaften hingehören, übersteigt außerdem bei weitem den Nutzen einer zusätzlichen Hand. Und ich rechne hier noch nicht die Zeit mit ein, die Paul und ich bei dem Versuch verlieren, einem Untrainierten in der viel zu engen Küche nicht auf die Füße zu steigen.

Das Tellerwaschen soll auch keine Bestrafung oder Erniedrigung sein. Bei uns weiß man solche Dinge taktvoll zu handhaben. Wenn wir an diesem Brauch festhalten, dann vielleicht nur aus Freude an der Ablenkung, von der es im Lauf einer Saison nicht eben viel gibt. Einen pädagogischen Wert hat das Ganze sicherlich auch: Wir arbeiten ein paar Stunden gemeinsam mit unserem ‚Besuch‘ und geben uns Mühe (ein wenig nachdrücklich, gewiss, das gebe ich zu), dem Zahlungsunwilligen die Kehrseite der Medaille und die Menge an Schweiß, Zeit und Können zu zeigen, die es braucht, damit der Teller auf dem Tisch landet.

Einen Tellerwäscher wie diesen Jungen hatten wir aber wohl noch nie! Ein echter Tölpel! Einer von der Sorte, der dir den Eindruck vermittelt, er spüle den Schwamm mit dem Kochtopf, nicht umgekehrt. Mehrfach mussten wir ihm erklären, dass ein Schwamm zwei unterschiedliche Seiten hat, und den ganzen Abend brauchte er, um zu begreifen, wie man mit den Wasserhebeln die Temperatur regelt, ohne

sich dabei zu verbrühen. Jetzt mal ehrlich: Von welchem Kutter stammt einer, der nicht weiß, welche Farbe für ‚heiß‘ und welche für ‚kalt‘ steht?

Und das auch noch mit einer Langsamkeit... Man hätte glauben können, er tat das absichtlich. Ein paarmal ließ ich sogar die Arbeit liegen, um ihn zu beobachten, unschlüssig, ob ich ihm den Kopf waschen oder laut loslachen sollte. Am Ende sagte ich mir aber, dass dieser Tollpatsch sich wenigstens Mühe gab, ganz anders als die vorwitzigen Drückeberger, die von Zeit zu Zeit für ein Praktikum bei uns eintrudeln. Das Geschirr spülten wir an diesem Abend allerdings praktisch zu zweit, selbst wenn ich später doch noch bemerkte, dass er sich nicht mehr ganz so übel anstellte. Er schien sogar tatsächlich etwas gelernt zu haben.

Paul stand an seinem Herd und lachte sich kaputt. Ich weiß genau, wann er sich vor Lachen nicht mehr einkriegt, dieses Tier! Sogar wenn ich nur seinen Rücken sehe, weiß ich es. Ich erkenne das an winzigen Details: einem leichten Erschlaffen der Schultern, einem Zittern im Nacken. Unter anderen Umständen wären wir angesichts des Wirrwarrs, das dieser Junge in unsere Küche brachte, sicher alle ein bisschen genervt gewesen, doch keiner von uns wollte dem anderen wohl den Start in die neue Saison verderben.

Der Junge jedenfalls war am Ende des Abends knallrot im Gesicht und nass bis auf die Knochen. Vom Zustand des Küchenbodens will ich gar nicht erst reden. Aus Angst, ihm könne noch ein Missgeschick passieren, geleitete ich ihn zuletzt hinaus wie einen Ehrengast. Es waren noch ein paar Leute im Gastraum, deshalb nahmen wir die kleine Tür in

der Küche, die direkt auf die Straße hinausgeht. Wir sind schließlich keine Wilden.

„Entschuldigung“ und „Danke“ waren die einzigen Worte, die ich ihn an diesem Abend sagen hörte. Er entfernte sich entlang des Kais, und bevor ich erkannte, dass er uns nicht einmal seinen Vornamen verraten hatte, war er bereits verschwunden.

Bei meiner Rückkehr war Raphaël ausgesprochen gut gelaunt.

*

9. Mai

51 Gäste.

Nieselregen!

Ein schwerer Schlag. Gleich zu Beginn der Schicht ist Raphaël auf der Außentreppe ausgerutscht. Man kann von Glück reden, dass er nur seinen Notizblock in der Hand hielt. Bestimmt hat er sich den Knöchel verstaucht, was wohl bedeutet, dass er für ein paar Tage ausfallen wird. Wir verlieren eine gute halbe Stunde, in der ich mich ein wenig um ihn kümmere, seine Mutter mit ihrer Ankunft den ganzen Saal in Aufruhr versetzt und man ihn unter den amüsierten Blicken der versammelten Kundschaft in unserem Wagen abtransportiert. Während dieser halben Stunde stelle ich mich darauf ein, zusätzlich zu meiner

Arbeit in der Küche auch noch den Service zu übernehmen.

Ein Blick auf die Mienen der Gäste genügt, um zu erkennen, wie spät wir dran sind. Sie wirken besorgt, rutschen unruhig auf ihren Stühlen hin und her, sprechen weniger, lassen ihre Laune an den Kindern aus. Ihre Blicke in Richtung Nachbartisch werden immer misstrauischer, weil die Reihenfolge der servierten Gerichte nicht mit derjenigen der Bestellungen übereinzustimmen scheint. Und wenn nach längerer Abwesenheit die Bedienung auftaucht und mit Tablett befrachtet an ihrem Tisch vorübergeht, ist ihre Enttäuschung im ganzen Saal zu spüren. Zufrieden – oder besser gesagt selbstzufrieden – sehen sie erst wieder aus, nachdem sie ihr Essen bekommen haben. Wenn überhaupt!

Mir fehlt in solchen Fällen allerdings meist die Muße, um diese Dinge wahrzunehmen. In Ausnahmesituationen kommt mir die Luft im Restaurant viel dicker vor und die Decke viel niedriger. Das Thermometer scheint dann am Anschlag zu stehen, und ich flitze durch die Gegend wie ein Mechaniker im Maschinenraum eines auf große Reise gehenden Ozeandampfers.

Den Jungen entdeckte ich, als ich mit all diesen Gedanken im Kopf im Laufschrift die Terrasse überquerte. Er stand am Kai und war augenscheinlich mit Nichtstun beschäftigt. Möglich, dass ich eine winzige Sekunde lang gezögert habe; selbst jetzt, am Abend, viele Stunden später, weiß ich noch immer nicht, was plötzlich in mich gefahren war.

„He!“ rief ich, um seine Blicke auf mich zu ziehen, ehe

ich mit den Armen in der Luft herumruderte.

Der Junge drehte sich um und kam derart langsam auf mich zu, dass ich dreimal zur Küche und zurück hätte gehen können, bevor er bei mir gewesen wäre. Um nicht vor Ungeduld auf der Stelle herumzutrippeln und den Gästen damit ein Spektakel zu bieten, zog ich es vor, ihm entgegenzugehen.

„Hallo. Hast du Lust, heute Abend wieder ein bisschen zu spülen?“, fragte ich ihn.

Mit einer komischen Bewegung, die fast wie ein Nein aussah, drehte er den Kopf kurz zur Seite und ließ mich dabei nicht aus den Augen. Ich begriff, dass er einverstanden war.

„Du wirst dafür bezahlt“, fügte ich schnell hinzu, zweifellos, um die Sache abzukürzen.

Auf Pauls vertrauten Gesichtsausdruck, als ich den Jungen in die Küche bugsierte, war ich durchaus gefasst: eine ordentliche Portion Überraschung, eine Prise Verständnislosigkeit, der Hauch eines Vorwurfs, weil ich ihn nicht nach seiner Meinung gefragt hatte, und als Krönung des Ganzen die Verzweiflung darüber, dass ihm zu Beginn dieser Saison auch gar nichts erspart blieb.

In solchen Situationen ist Paul wahrlich nicht zu Scherzen aufgelegt. Mir war klar, dass ihm für den Rest des Abends keine Silbe mehr über die Lippen kommen würde. Der Junge erkannte die Lage wohl ebenfalls, und für einen Moment sah es so aus, als wolle er sich mit einer leisen Bewegung zurückziehen. Weil ich aber auch damit

gerechnet hatte, war ich wild entschlossen, mich dem Spargeltarzan mit meinem einen Meter sechzig und meinen fünfundvierzig Kilo in den Weg zu stellen. Nicht nötig. Wider Erwarten streifte er sich ohne ein Wort von mir dieselbe Schürze wie am Vortag über und machte sich an die Arbeit, als gehöre er schon seit Jahren in unser Team.

Zu Beginn der Schicht fragte ich mich beim Verlassen der Küche stets ein wenig bang, in welchem Zustand ich sie wohl gleich vorfinden würde und ob Paul den Jungen schon mit dem Schaumlöffel hinausgejagt hätte. Später war ich dann aber viel zu beschäftigt, um mich zu wundern, dass unser neuer Lehrling sich gar nicht mal so übel schlug. Es sah sogar ganz so aus, als ob Paul am Ende von der Richtigkeit meiner Eingebung überzeugt sein würde. Immer häufiger verschwand der Junge also gänzlich aus meinem Kopf, selbst wenn ich ihn beim Betreten der Küche manchmal im Leerlauf ertappte: Reglos stand er dann da, die langen Arme vor der Brust verknötet und einzig und allein damit beschäftigt, den an den Herdplatten rotierenden Paul zu beobachten.

Paul staunte glaube ich nicht schlecht darüber, dass das Spülen und Aufräumen am Ende doch ganz gut über die Bühne ging. Auch das verriet mir die Form seines Rückens. Ein einziges Mal nur dachte ich wirklich, jetzt würde er den Jungen zurechtweisen: Als der nämlich einen Kochtopf fallen ließ und das Geschepper bis hinaus auf die Terrasse zu hören war.

Nachdem der letzte Gast gegangen war, aßen wir noch einen Happen zusammen. Für gewöhnlich gibt es dann die

Überbleibsel einer Meeresfrüchteplatte, die unsere Gäste nicht aufgeessen haben oder einen Soßenfond mit etwas Reis. Zu dieser späten Stunde achten Paul und ich stets darauf, uns den Bauch nicht übermäßig vollzuschlagen. Der Junge dagegen aß für vier, als hätte er seit der berühmten *Cotriade* vom Vortag nichts mehr zwischen die Zähne bekommen. Paul sagte nichts. Auch der Junge schwieg zwangsläufig. Ich selbst war so erschöpft, dass ich beinahe vergessen hätte, ihn nach seinem Namen zu fragen.

„Éric“, lautete die Antwort zwischen zwei Bissen.

In stillem Einvernehmen wagten Paul und ich es nicht, ihn darum zu bitten, den Gastraum mit uns für den nächsten Tag einzudecken. Das war schließlich nicht so abgemacht zwischen uns, und der Junge tat uns sicher auch ein bisschen leid. Ehrlich gesagt war mir auch seine Leistung vom Vortag noch zu gut in Erinnerung. Wir ließen ihn also gehen, nachdem wir ihm den Lohn für fünf Stunden in bar ausgehändigt hatten. Zum Teufel mit den Steuern für dieses eine Mal! Der Junge betrachtete die Geldscheine eine ganze Weile, so dass ich mich fragte, ob ihm sein Lohn nun zu hoch oder zu niedrig erschien. Schließlich bedankte er sich und ging in Richtung Ausgang davon.

Als er das Restaurant verließ, zögerte ich. Und einige Meter hinter mir, das weiß ich, zögerte auch Paul, aber keiner von uns machte den Mund auf.

„Komischer Vogel!“, sagte Paul schlicht einige Zeit später, während er die Eingangstür des *La Cotriade* für die Nacht verriegelte.

Auf dem Heimweg herrschte wie üblich Schweigen zwischen uns. Kein Wunder nach einem langen Arbeitstag: Eine winzige Anspielung, und schon wäre das ganze Tagesallerlei wieder da, gespickt mit tausend unliebsamen Erinnerungen. Jedes Wort säße dann in unseren Köpfen fest wie ein ungebetener Gast, ohne dass wir noch die Kraft hätten, ihn hinauszubefördern. An manchen Abenden wissen wir aber auch ganz ohne Worte, dass der andere die gleichen sorgenvollen Gedanken wälzt: Raphaël fällt bestimmt für eine Weile aus, und ich werde seinen Platz im Gastraum einnehmen müssen. Paul wird allein in der Küche stehen. Keine Frage, da kommt einiges auf uns zu. Glücklicherweise stimmt es mich nicht gerade, gleich zu Beginn der Saison meine kostbaren Energiereserven verfeuern zu müssen. Trotzdem denke ich, dass wir es ein paar Tage ohne Raphaël schaffen werden.

Bald allerdings, wenn die Saison ihren Höhepunkt erreicht, werden wir das *La Cotriade* zu zweit nicht mehr über Wasser halten können. Gewiss, den Jungen für einen Abend anzustellen, war eine feine Sache. Er hat getan, was man von ihm verlangte, und das sogar ziemlich gut, aber nur zum Spülen können wir ihn natürlich nicht behalten. Und wer sagt, dass er überhaupt bei uns bleiben will?

Mit Anaëlle, die gerade mitten in ihren Prüfungen steckt und anschließend für zwei Wochen im Südwesten Urlaub macht, ist ebenfalls nicht zu rechnen. Sie steigt wie vereinbart erst Mitte Juli ins Geschäft ein. Seitdem sie alt genug ist, uns zu helfen und das Handwerk zu erlernen, schalte ich dann üblicherweise einen Gang zurück.

Zuhause erwartete uns eine Nachricht auf dem Anrufbeantworter: Raphaël verkündete mit düsterer Stimme, dass er sich den Knöchel gebrochen hat. Sechs Wochen lang trägt er nun einen Gips, und inklusive Reha ist er bis Mitte Juli außer Gefecht gesetzt. So ein Schlamassel!

Was bleibt uns jetzt anderes übrig, als eine Anzeige beim Arbeitsamt aufzugeben? Zu diesem Zeitpunkt des Jahres ist das das reinste Glücksspiel. Ich fürchte, mir steht eine unruhige Nacht bevor. Und Pauls Rücken wird für mich wohl wieder zu einer Leinwand werden, auf der all seine schweren Gedanken zu mir herüberflimmern.

*

10. Mai

37 Gäste.

Spitzenwetter.

Der blitzblanke Himmel gab den Ausschlag: Gleich am frühen Morgen durchkämmte ich die Gässchen im Zentrum Audiernes und die Landestege der Marina. Den Jungen entdeckte ich schließlich auf der Terrasse der *Pâtisserie Bourdon*, mit einem Kaffee vor der Nase. Aus purer Gewohnheit registrierte ich, dass Münzen auf seinem Tisch lagen und er folglich nicht die Absicht hatte, die Zeche zu prellen.

„Guten Tag“, sagte ich, während ich mich ihm

gegenüber niederließ.

Der Junge schaute zunächst überrascht, dann lächelte er.

„Wie wär’s, möchtest du heute Abend noch mal arbeiten?“, fragte ich ohne Umschweife. „Du könntest mir bei den Vorspeisen helfen.“

Augenblicklich ärgerte ich mich über mich selbst, weil ich gleich mit der Tür ins Haus gefallen war. Ich hätte wohl besser daran getan, zuerst die Einkäufe fürs Restaurant zu erledigen. Wer weiß, vielleicht war für diesen Vogel hier die Morgenstunde einfach viel zu früh. Éric machte dieselbe Kopfbewegung wie gestern, doch diesmal hatte ich das sichere Gefühl, dass er zögerte. Es folgte ein langes Schweigen, in dessen Verlauf der Junge so starr in Richtung Hafen schaute, als zählte er den Schiffsverkehr unter der Brücke. Ich sagte mir, dass ich meine Zeit verlor.

„Komm gegen elf, dann können wir uns ein bisschen unterhalten!“, fügte ich trotzdem ohne rechte Überzeugung hinzu, während ich mich vom Tisch erhob.

Um zwölf Uhr mittags gab es noch immer kein Lebenszeichen von Éric. „Nicht schlimm“, sagte ich zu Paul, den ich kurz zuvor in mein Tun eingeweiht hatte. Im ersten Moment, das gebe ich zu, empfand ich so etwas wie Erleichterung. Mental stellte ich mich bereits auf den anstehenden Härtetest ein und malte mir aus, wie es wäre, mir bei Gelegenheit einen oder zwei zusätzliche Arme verpflanzen zu lassen, von der Sorte, wie sie die

Taschenkrebse oder die Langusten haben.

Gegen halb eins – ich schoss gerade mit einem Meeresfrüchteteller in jeder Hand auf die Terrasse hinaus – hätte mich dann fast ein Kerl über den Haufen gerannt, der blindlings ins Restaurant hineinplatzte. Es war der Junge. Zwanzig Augenpaare beobachteten gespannt, wie ich mit dem Gleichgewicht kämpfte, während die Bewohner der Tablett, ein Taschenkrebs sowie ein halbes Dutzend Kaiserhummer und Strandschnecken, den Abflug zu machen drohten. Da fiel es mir wahrlich nicht leicht, den saftigen Fluch zu unterdrücken, der mir auf den Lippen lag. Am liebsten hätte ich ihn zu *Andouillette* verarbeitet, diesen trottelligen Zuspätkommer, der mich mit 34 Euro pro Hand beinahe zu Fall gebracht hätte! Im Nachhinein ziehe ich manchmal den Hut vor meiner fast übermenschlichen Gelassenheit. Der Junge wäre wohl andernfalls für immer von der Bildfläche verschwunden.

Ich fand ihn in der Küche, wo er gerade seine Schürze zuknotete. Paul, der von der Beinahe-Katastrophe nicht das Geringste mitbekommen hatte, deutete zur Begrüßung ein kleines, freundschaftliches Kopfnicken in seine Richtung an, nur um sich gleich darauf wieder seinen Kasserollen und Schüsseln zu widmen. Einige Sekunden vergingen, in denen ich nicht so recht wusste, welche Haltung jetzt angebracht war. Vergeblich suchte ich die Antwort im Spiel der Schultern, die unter Pauls schwarzer Küchenweste rotierten. Ich schaute auf seine Hände, schnell und sicher in ihrem Hin und Her und überzeugte mich schließlich selbst davon, den jämmerlich dreinblickenden Jungen besser nicht für

seine Verspätung zu schelten.

„Weißt du, die Schicht beginnt um zwölf.“ Das war alles, was ich sagte. Erst hinterher fiel mir mein vages ‚gegen elf‘ wieder ein, mit dem ich ihn zu uns gebeten hatte. Nicht jeder Mensch hat ja am Ende das gleiche Verständnis von Pünktlichkeit. Und eine Armbanduhr, auch das bemerkte ich erst später, trug der Junge an seinem Handgelenk nicht.

Nach der Schicht nahm ich Éric für ein Stündchen zur Seite, um ihm ein paar besonders einfache Desserts von der Kinderkarte zu erklären. Ein weiteres Mal schien die Lage jedoch so aussichtslos, dass ich mich fragte, ob ich nicht meine Zeit vergeudete. Eigentlich sollte ich mich wohl besser zuhause für den anstrengenden Abend ausruhen, der mir bevorstand. Es war wirklich kaum zu glauben. Der Junge brachte es fertig, selbst die simpelsten Gerichte durch irgendeinen Patzer zu verderben: ein Stück *Far Breton*, dem die Pflaume fehlte, eine Crêpe, die vom Teller zu schlittern drohte, ein Schälchen Quark, vollgekleckert mit Eis oder eine Eiskugel, die nur dem Namen nach kugelig war. Man konnte meinen, dieser Bursche hätte nie zuvor etwas gekocht und sich sein Leben lang nur von Chipspackungen ernährt.

Von Zeit zu Zeit erhaschte ich zwischen den Brettern des großen Stahlregals in der Mitte unserer Küche einen Blick von Paul. Seine leicht verspannte Haltung, seine gerunzelte Stirn und etwas nicht näher Definierbares in seinen Gesten verrieten mir, dass er das Gleiche dachte.

Wieso habe ich trotzdem weitergemacht? Aus angeborener Sturheit? Um die wachsende Befürchtung zu entkräften, dass ich vielleicht doch nicht das pädagogische Naturtalent war, für das ich mich hielt? Aus einer unbestimmten Faszination für diese Bohnenstange, die so tollpatschig war – aber auch so sanftmütig? Rückblickend glaube ich, dass ich mich insgeheim noch an die unerwartete Wendung erinnerte, die das Tellerwaschen am Vortag genommen hatte. Meine Versuche, dem Jungen das kleine Küchen-Einmaleins einzutrichtern, waren längst zu einem Spiel geworden: Ich hatte dem Offensichtlichen den Kampf angesagt.

Und dieses Spiel, das habe ich wohl am Ende gewonnen. Nach und nach, mehr schlecht als recht, wurden die Dinge nämlich besser. Zwar musste ich hinterher noch den einen oder anderen Teller ausbessern, bei dem mir die Bescherung während des Servierens nicht aufgefallen war. Und einen Papa galt es auch noch zu beruhigen, weil ihm die Seifenbläschen nicht gefielen, die einen Becher Mousse au Chocolat verschönerten. Zum Glück haben manche Gäste aber durchaus Humor und auch noch genügend Anstand, nicht den kompletten Saal von ihren kleinen Nöten in Kenntnis zu setzen. So etwa der Herr, der beim Nippen am Schnapsglas bemerkte, dass sein *Pastis* offenbar am Warmwasserhahn abgefüllt worden war (was, wie ich für alle Fälle klarstellen möchte, durchaus kein lokaler Brauch ist).

Ehrlich gesagt war ich trotzdem erleichtert, als der letzte Gast das Restaurant verlassen hatte. Aus der Tiefe der

Küche ertönte ein lauter, langgezogener Pfiff von der Sorte, wie ihn Paul nur nach den ganz harten Tagen auszustoßen pflegt. Éric war vom Hin- und Herjonglieren zwischen seinem Geschirr und den paar harmlosen Desserts so erschöpft, dass ich kurz dachte, wir würden ihn morgen vielleicht nicht wiedersehen. Eine ganze Schicht lang konzentriert durchzuhalten, das hatte dem Jungen schon enorm viel abverlangt. Und doch las ich in seinem Gesicht und seinem Tonfall an diesem Abend etwas, das entfernt an Stolz erinnerte.

Wir werden sehen.

Eben erst erzählt mir Paul, dass unser großes Stahlregal mitsamt den Kasserollen und Schüsseln darin beinahe umgekippt wäre. Zweimal musste er es mit beiden Händen auffangen, weil der Junge mit seinen Schlacker-Armen ständig wie wild dagegen gerumpelt war. Die Entscheidung, gleich morgen herumzutelefonieren, damit man uns einen Lehrling vorbeischickt, liegt in der Luft. Ich wette aber, wir besprechen nichts dergleichen und legen uns stattdessen schlafen.

*

11. Mai

29 Gäste.

Kaltes Frühlingslicht.

Der Tag ist vergangen, ohne dass wir das Arbeitsamt ins Spiel gebracht hätten.

Éric ist um halb zwölf aufgekreuzt. Mich veranlasste das direkt dazu, Paul zuzuflüstern, es gäbe Fortschritte. Gleich danach haben wir ihm einen kleinen Arbeitsvertrag für eine Woche aufgesetzt und waren dabei so aufgeregt, als hätten wir uns zum Kauf des größten Restaurants in Quimper entschlossen. Éric unterschrieb, ohne auch nur einen Blick darauf zu werfen.

Mittags und abends war es im Restaurant dann so ruhig, dass ich dem Jungen zeigen konnte, wie man Salate anrichtet. Dabei beschlich mich erneut das Gefühl, ein leeres Buch vor mir zu haben, auf dessen Seiten ich als Erste entschlossen meine Handschrift setzte. Éric war und blieb ein Kuriosum: Was immer man ihm beibrachte, er krönte es unweigerlich mit einer Katastrophe. Paul zeigte mir, auf welche Weise er die Pfandflaschen in die Körbe einsortiert hatte: In den Fächern für die 1-Liter-Flaschen fand sich eine gewisse Zahl an kleinen 0,3-Liter-Flaschen. Umgekehrt hatte Éric aber auch ohne mit der Wimper zu zucken einige große Flaschen in die viel zu kleinen Fächer gestopft. Hatte dieser Junge denn niemals einen Kindergarten besucht oder mit Bauklötzen gespielt?

Paul tat nichts weiter und ließ uns in Ruhe. Jahr für Jahr hat er so seine liebe Mühe damit, die Flaute nach dem Andrang in den Osterferien zu ertragen. Er gerät dann ins Stocken wie eine Maschine, die man gerade erst unter kräftigem Kurbeln angeworfen hat, und die nun wieder auf Sparflamme laufen muss. Einige Tage wird er jetzt ein

bisschen vor sich hin schimpfen und so tun, als habe er die Nase schon gestrichen voll. Von Dauer ist das aber nicht.

*

15. Mai

34 Gäste.

Sonne, mit pummeligen Eischneewolken.

Seit vier Tagen ist Éric jetzt bei uns. Das Spülen schafft er mittlerweile ohne jede Hilfe, ja, mehr noch: Ich habe festgestellt, dass ich mir um diesen Posten überhaupt keine Gedanken mehr mache. Es ist gradeso, als ob Raphaël die Arbeit erledigen würde. Im Getriebe des *La Cotriade* mit seinem komplexen Zusammenspiel der Keilriemen und Ketten scheint lediglich ein Teil durch ein anderes ersetzt worden zu sein. Alle Glieder rattern mittlerweile wieder. Man hatte nur geduldig warten müssen, bis das Ersatzteil eingefahren war.

Was die Vor- und Nachspeisen angeht, so muss ich aber auch weiterhin fürchterlich wachsam bleiben. Die Liste der Gerichte, die ich dem Jungen anvertraue, wird zwar von Tag zu Tag länger. Rein gar nichts darf jedoch aus der Küche gelangen, ohne dass ich es nicht vorher genauestens unter die Lupe genommen hätte. Das allerdings lässt sich gut meistern: Kein Gast beschwert sich jetzt mehr darüber, dass ein anderes Stück *Far Breton* dreimal so groß ist wie

seins oder lässt Bemerkungen über die kühne und futuristische Gestaltung eines Rohkostsalats fallen.

Am Ende der Schicht konnte ich den Jungen dann aber nur mit knapper Not wieder einfangen, als er gerade den Gastraum betreten wollte. Er hatte die Spülhandschuhe in den Gurt seiner Küchenschürze geklemmt und hielt ein Stück *Brie* zwischen den Fingern, das offenbar auf einem Käseteller in Vergessenheit geraten war. Zweifelsohne hatte er vor, es dem Gast genau so zu servieren. Ein Glück, dass Paul das nicht gesehen hat. Zugegeben, im ersten Moment bin ich sehr, sehr ungeduldig geworden, verflixt und zugenäht! Dass ich mich dermaßen aufregen muss, kommt pro Saison weniger als dreimal vor. Selbstverständlich gibt es dann kein Herumgeschreie und keine zertrümmerten Teller. Mein Ding ist es vielmehr, einige Male ordentlich mit dem Fuß aufzustampfen und danach einfach nur so dazustehen, reglos und mit geschlossenen Augen. Anscheinend eine beeindruckende Sache. In der Küche steht jedenfalls alles still, wenn ich wie heute eine gute Minute lang den Dampfkochtopf gebe. Diesmal mischte sich in die schrille Gedankenflut, die meinen eigenen Kopf durchströmte, jedoch auch ein mahnendes Stimmchen: Etwas sagte mir, dass der Junge gerade im Begriff war, seine Schürze abzulegen und die Küche für immer zu verlassen.

Als ich die Augen öffnete, stand Éric noch da – stumm wie ein Fisch, mit hängenden Flossen. Paul machte das Gesicht eines Sträflings, der sich fragt, was er verbrochen hat. Ich lächelte ihm zu, strich über seine Schulter, und die

Maschine ratterte weiter.

Nüchtern betrachtet sage ich mir, dass diese Aktion die erste echte Eigeninitiative des Jungen gewesen ist. Im Grunde möchte ich ihm sogar dazu gratulieren. Morgen finde ich sicher die passenden Worte. Und Paul, ja, dem könnte ich natürlich erzählen, was passiert ist. Aber wer sagt mir, dass ich ihm damit nicht völlig unnötig den Abend verderbe?

Éric ist ein Buch, das sich jeden Tag ein wenig öffnet, damit ich einige Zeilen hineinschreibe, aber umgekehrt hat mir das Buch noch nichts von sich offenbart. Unmöglich, aus dem Jungen herauszukriegen, woher er kommt und wo er wohnt.

*

17. Mai
42 Gäste.

Regen, seit gestern, bis zum späten Vormittag.

Éric ist gegen elf aufgetaucht, klatschnass, als wäre er nach einer ausschweifenden Nacht ins Hafenbecken gefallen. Paul warf mir aus der Tiefe der Küche einen Blick zu, der mir zeigte, dass auch er verstand: Der Junge schlief im Freien, an einem Strand oder unter einer Brücke.

Nach der Schicht sagte ich ihm, dass er gern das kleine

Zimmer im ersten Stock direkt über der Küche haben kann, wenn ihn das seiner Arbeit ein bisschen näher bringt. Der große Luxus ist das nicht, nur ein Feldbett und ein kleiner Ofen. Éric sah uns an und zuckte dabei mehrfach so komisch und heftig mit den Schultern, als wolle er sich die Flügel ausrenken. Ich erklärte Paul, dass das ‚Ja‘ bedeutet.

In der Zwischenzeit hat uns auch der hinkende Raphaël mit seinen Krücken einen Besuch abgestattet. Wie gut, dass er sich an ihnen festhalten konnte, sonst wäre er beim Anblick des Jungen glatt hintenübergekippt. Sekundenlang schien er nicht recht zu wissen, ob er staunen oder lachen sollte, und dieses eine Mal fehlten unserem stets so eloquenten Kellner doch tatsächlich die Worte. Zu zweit haben wir dann einen Kaffee in der *Bar de la Marine* getrunken, wo ich ihm die ganze Geschichte haarklein erzählen musste. Ich konnte nur hoffen, dass seine Lachanfänge nicht bis ins *La Cotriade* zu hören waren. Raphaël verzog sich am Ende so fröhlich wie ein Seemann, der gerade seinen Sold empfangen hat. Er sagte noch, er wolle jetzt ganz schnell wieder gesundwerden, um unser Maskottchen aus nächster Nähe zu beobachten. „Falls die Kreatur dann überhaupt noch da ist...“, fügte er hinzu, denn seiner Meinung nach zog der Junge einen Seesack voller Geheimnisse hinter sich her, die ihn eines schönen Tages einholen würden.

*

18. Mai
42 Gäste.

Ein himmlisch schöner Tag.

Kurz vor ihrer Abreise ist Anaëlle noch bei uns hereingeschneit. Sie hatte ihre ganze Clique im Schlepptau. Blöd bin ich ja nicht: Die jungen Leute waren natürlich wegen Éric gekommen. Es gab jede Menge Gekicher und Geflüster. Weil sie nicht alle gleichzeitig bei der Attraktion in der Küche herumhängen konnten, mussten sie geschickt um die besten Plätze kämpfen. Der Junge war mit seinen Tellern beschäftigt und schien der Parade keine Beachtung zu schenken.

Von ihren Prüfungen hat mir Anaëlle fast nichts erzählt. Sobald sie die Küche betreten hatte, legte sie eine Haltung an den Tag, die mir völlig fremd war. Anaëlle sah aus wie eine Möwe, die scheinbar einen Punkt in weiter Ferne fixiert; in Wahrheit entging ihr jedoch nichts von dem, was sich direkt vor ihrem Schnabel abspielte. Am Ende habe ich die ganze Bagage unter dem Vorwand, dass der Service jetzt beginnt, freundlich aber bestimmt vor die Tür gesetzt. Insgeheim sagte ich mir: „Das ist schließlich kein Zoo hier!“

Als Anaëlle im Inneren eines lärmenden Autos voller junger Menschen verschwand, haben Paul und ich einander angeschaut. Es stand für uns beide nie wirklich zur Debatte, unsere Tochter darum zu bitten, wegen Raphaëls Unfall ihren Urlaub abzusagen. Und so haben wir uns dann auch ziemlich schnell dazu entschlossen, Érics Vertrag bis Ende

Juli zu verlängern. Vor der Unterzeichnung wies ich ihn für alle Fälle darauf hin, dass er im Begriff war, sich für mehr als einen Monat bei uns zu verpflichten. Der Junge drehte daraufhin seinen Kopf in Richtung Hafen und ließ den Stift über dem Papier schweben. In der Küche wurde es schlagartig still.

Eine ganze Weile zuckte der Junge kolossal mit den Schultern und wackelte dazu mit dem Kopf. Dann hauchte er ein schüchternes „Ja“. Und die Küche erwachte wieder zum Leben.

*

22. Mai

38 Gäste.

Kaltes Licht, unentschlossener Himmel.

Éric hat den Vormittag an Pauls Seite verbracht. Unter der Bedingung, sich nicht zu rühren, ordentlich Abstand zu halten und nicht zu sprechen, hat ihm der Chef erlaubt, von weitem der Zubereitung seines Fetisch-Gerichts zu folgen: dem Meeresfrüchteragout. Ich war beinahe eifersüchtig deswegen.

Das Restaurant läuft. Die Maschinerie ist gut geölt, und ich kann sogar ein wenig durchatmen.

Heute Abend hatte Éric seinen ersten Kontakt mit dem Gastraum. Ermutigt von vielen Stunden eifrigen Übens hat er draußen ein Brotkörbchen auf einen Tisch gestellt. Paul und ich, wir haben für einen Moment die Arbeit ruhenlassen und den Jungen dabei beobachtet. Ich nehme an, wir sahen so nervös aus wie ein Seevogelpaar, das seine Brut aus dem Nest befördert. Später am Abend musste ich unseren Zögling dann allerdings diskret wieder einfangen: Mit einem Teller in der Hand stand er zwischen den Tischen, mitten im Gastraum, der gerade zum Leben erwachte. Der Junge selbst war hingegen ganz und gar in die Betrachtung eines Fotos an unserer Wand versunken: dem *Sturm auf offener See vor der Belle-Ile*.

„Die Poster und Gemälde kannst du dir anschauen, so lange du möchtest, aber nur in den Pausen, ok?“, flüsterte ich ihm lächelnd über die Schulter. Da war er schon wieder zwischen uns in der Küche gelandet und hatte seine Arme ins Spülbecken getaucht.

In diesem Augenblick drehte Paul sich zu ihm um und sagte:

„Zwei Dinge weiß ich ganz sicher, mein Junge. Erstens: Egal welche Dummheit, du wirst sie begehen. Zweitens: Weil du schnell begreifst, passiert sie dir nur ein einziges Mal.“

Paul meinte das überhaupt nicht böse, im Gegenteil: Hinter seinen Worten verbarg sich eine Mischung aus Überzeugung, Lob und Ermutigung.

In jedem Fall war es der längste Satz, den Paul jemals an den Jungen gerichtet hatte.

*

28. Mai

51 Gäste.

Stolzer Sonnenschein.

Pfingsten hält, was es verspricht: Die Touristen sind da, und die Maschine rattert jetzt plötzlich in einem Takt, der für den Rest der Saison nicht mehr ins Stocken kommen sollte.

Der Junge richtet mittlerweile neue Speisen an. Ihm beizubringen, wie man eine Terrine mit Fischsuppe füllt und serviert, war wirklich mühsam. Noch viel mühsamer war es jedoch, die grimmige Gästeschar zu besänftigen, die ihre fehlenden Croutons, ihren Käse oder ihre *Rouille* sogar manchmal bei uns in der Küche reklamierte. Bis ich den Jungen soweit hatte, dass er *Moules Marinières* allein zubereiten konnte, ging eine ganze Woche beharrlicher Unterweisung ins Land – eine Woche, in der wir dieses Gericht mit allen erdenklichen Soßen und in den unmöglichsten Garstufen aufessen mussten. Éric hat übrigens inzwischen auch gelernt, seine Arme unter Kontrolle zu halten: In der Küche legt er sie vorsichtig zusammen wie Flügel, und wenn er beladen mit einer immer größeren Zahl an Tellern in den Gastraum zurückgeht, faltet er sie wieder auseinander. Ich

beglückwünsche mich selbst dazu, dass dabei verhältnismäßig wenig Geschirr zu Bruch geht, beziehungsweise dass das momentan nie im Gastraum oder auf dem Weg zur Terrasse passiert.

Heute Mittag musste ich dann aber aus der Küche herbeieilen, weil der Junge von einem ziemlich aggressiven Typen bedrängt wurde. Einem, der aussah wie ein Tiefseefisch, mit beeindruckendem Unterkiefer und zwei Reihen kleiner, spitzer Zähne (Es fehlte tatsächlich nur noch das Laternchen an einer Rute vor seiner Stirn, um die Ähnlichkeit perfekt zu machen). Éric befand sich im Flugmodus, den Blick im Hafen verloren, die enormen Arme reglos am Körper. Unterdessen beklagte sich der Typ darüber, einen ganzen Kaiserhummer aus seinem Meeresfrüchteragout herausgefischt zu haben. Ich nahm die Sache in die Hand und erklärte dem Gast: „Nicht normal ist, dass Sie nur einen Einzigen darin finden.“

Manchmal ist unser Beruf nicht leicht, und unser Junge scheint selbst den allerkleinsten Konflikten wehrlos ausgeliefert zu sein. Vor Beginn der Abendschicht entdeckte ich ihn draußen, im Hafen, bei den Schiffen. Zusammen sind wir ein Stück den Kai entlanggegangen, ganz still, bis hin zur alten Mole an der *Plage des Capucins*. Wir haben uns an das Geländer des Treidelpfads gelehnt und den kleinen Wellen dabei zugeschaut, wie sie im Kielwasser der Schiffe durch die Mündung ziehen. Auf Érics Gesicht und im unablässigen Zucken seiner Schultern las ich dieselbe Verlegenheit und Unentschlossenheit wie damals, als ich ihn regelrecht dazu gezwungen habe, mir zu

helfen. Das Meer hatte diesen ungewöhnlichen Vogel eines schönen Tages auf dem Kai, vor dem *La Cotriade*, abgeladen. Wer weiß, vielleicht würde es ihn ja nun wieder mit sich nehmen. Als dieser Gedanke in mir Gestalt annahm, hätte ich dem Jungen gern etwas gesagt wie: „Du gehst, wann immer du magst, aber du gibst mir ein bisschen vorher Bescheid, versprochen?“ Ich weiß nicht warum, aber mir ist das nicht über die Lippen gekommen. Es gibt Dinge, die kann man nicht mehr sagen, sobald das Meer wieder zurückgeht.

„Komm! Zeit, wieder an die Arbeit zu gehen.“ Das waren stattdessen meine Worte.

*

8. Juli

53 Gäste.

Affenhitze.

Heute Morgen beim Frühstück ist Paul immer wieder sehr nachdenklich geworden. Er saß da, mit seiner *Bol* in der Hand und einem Lächeln auf den Lippen, als führe er ein Zwiegespräch mit seinem Spiegelbild im Kaffee. Ich konnte beim besten Willen nicht herausfinden, was dahintersteckt. Jetzt ist der Tag vorbei, und ich habe noch immer keinen blassen Schimmer. Versuchen Sie mal, einen

Skorpion weichzukochen!

Anaëlle ist früher als geplant aus ihren Ferien zurückgekehrt. Wenn man sie nach den Gründen fragt, erzählt sie bloß vage etwas vom „wechselhaften Wetter“ in ihrer Clique. Diesen Monat möchte sie nun schon ein paar Extrastunden schieben, bevor sie dann im August in Vollzeit anfängt.

Éric hat bei zwei Gästen die Unterschrift auf dem EC-Kartenbeleg vergessen. Ganz konzentriert hatten wir am Nachmittag geübt, wie man die Karte richtig in den Schlitz einführt. Da habe ich mich dann wohl ein bisschen zu früh gefreut, als der Junge abends das Gerät korrekt bedienen konnte. Das Geld ist futsch, und Éric ist fix und fertig deswegen. Ich weiß, Paul wird sagen: Auch das passiert ihm kein zweites Mal.

Heute Abend kommt mir dieser seltsame Gedanke: Tag für Tag leben wir mit dem Jungen, wie man mit der See lebt. Wie sie bleibt auch er uns fremd, stets ein wenig unergründlich und unberechenbar. Wir nehmen ihn so, wie er ist. Und wie die See richtet auch er, ganz ohne böse Absicht, Unheil an.

*

10. Juli
45 Gäste.
Affenhitze.

Anaëlle hat heute angegriffen. Seltsam, dieses leicht gestelzte Ballett, das die beiden jungen Leute da im Gastraum aufführen.

Seit drei Tagen ist Paul jetzt schon in seiner rätselhaften Stimmung. Unmöglich, ihm während unserer wenigen Gespräche irgendetwas zu entlocken. Natürlich hatte ich zunächst meine eigene Theorie zu dieser Sache. Ich weiß schließlich, wie das ist, wenn Paul ein neues Gericht im Kopf herumspukt. In der Küche konnte ich allerdings nicht die geringste Spur einer wie auch immer gearteten kulinarischen Versuchsanordnung entdecken.

Denn es ging nie um ein neues Rezept.

Gegen halb drei kam Paul aus seiner Höhle, um einen Kaffee auf der Terrasse zu trinken. Wenn das Wetter so perfekt ist und wir uns alle zu ihm setzen, tut er das gern. Nach der intensiven ersten Schicht erleben wir dann immer ein paar friedliche und stille Minuten. Wir schauen den Passanten zu, die entlang der Kais flanieren, den Fischerbooten, die im Hafen ein- und auslaufen und den Möwen, die am Himmel ihre Streitereien austragen. Aus

den Augenwinkeln beobachten wir die Neugierigen, die vor dem Restaurant Halt machen, um unsere Speisekarte zu studieren.

Für eine Weile haben wir wie üblich geschwiegen. Zwischen halb geschlossenen Lidern betrachtete Paul versonnen die königsblaue Fassade des Restaurants mit ihren hohen, von Spitzengardinen geschmückten Fenstern. Er schaute auf die Schieferplatte mit unseren Spezialitäten und auf die Leuchtreklame, die man nachts von der anderen Seite des Hafens aus erkennen kann. Schließlich lächelte er und nickte, ein Zeichen dafür, dass die Konversation mit sich selbst beendet war. Mit gerunzelten Brauen starrte Éric den Chef unverwandt an. Anaëlle wiederrum versteckte sich hinter der Rauchfahne ihrer Zigarette und beobachtete Éric.

Ich glaubte zu verstehen, dass den Jungen gerade die ungewöhnliche Heiterkeit verunsicherte, die Paul an den Tag legte; er, der normalerweise so distanziert, so sorgenvoll und imposant wirkt in seiner schwarzen Küchenkluft. Ich irrte mich.

„Übrigens, was heißt das eigentlich, *Cotriade*?“, fragte Éric aus heiterem Himmel.

Paul löste den Blick von der Fassade und schaute ihn lange an. Das Lächeln auf seinen Lippen verstärkte sich. Anaëlle hingegen begann sofort, den Jungen für seine Frage aufzuziehen:

„Jetzt bist du seit einem Monat hier und weißt noch immer nicht, was das ist?“

Beinahe hätte ich klargestellt, dass Éric die *Cotriade*

schon als Gast gegessen hatte. Aber das ließ ich dann doch besser bleiben.

„Das ist ein traditionelles Gericht aus dieser Gegend“, schaltete Paul sich ein. „Der Name ist bretonisch und bedeutet so viel wie ‚Inhalt des Kochtopfs‘. Ganz früher war das bestimmt mal eine Erfindung der Fischersfrauen. Weißt du, das Land hier war oft sehr arm. Also nahmen die Frauen alles, was ihnen in die Hände fiel, all das, was man nicht verkaufen konnte: verwachsenes Gemüse, kaputte Krabben, zu kleine Fische. Und auch die heimischen Arten, die die Händler nicht haben wollten, weil sie nicht in Mode waren, wie den Meeraal oder den Franzosendorsch.“

„Und heute?“, fragte Éric.

„Heute“, antwortet Paul, indem er sich dem Jungen ganz zuwandte, „ist das ein raffiniertes Gericht, das du auf den Speisekarten aller großen Restaurants entlang der Küste findest! Auch ich verwende dafür nur die besten Stücke. Nach wie vor bin ich aber davon überzeugt, dass jede Zutat eine Chance verdient.“

„Ja?“, meinte der Junge ein wenig zögerlich.

„Schau mal“, fuhr Paul fort und deutete dabei mit dem Zeigefinger in Érics Richtung, „ab und zu stolpere ich auf dem Großmarkt über einen Fisch, den niemand haben will. Er ist zu klein oder zu mager oder zu schwarz oder zu gelb oder was weiß ich. Er passt in keine Schublade, und ich habe nicht die geringste Ahnung, wie man ihn zubereitet oder schön anrichtet. Da ist etwas an diesem Fisch, das auf den ersten Blick nicht dem entspricht, was man normalerweise sucht. Also geht man an ihm vorüber. Hin

und wieder bleibe ich aber doch stehen und nehme den Fisch mit. Oft lege ich ihn dann zur Seite, vielleicht um ihn am Ende des Abends zu kochen und schnell runterzuschlingen, ohne weiter auf ihn zu achten.“

Paul hatte seine Augen noch immer auf den Jungen gerichtet. Ich nahm wahr, dass sein Tonfall an Leichtigkeit verlor.

„Manchmal allerdings, da habe ich so etwas wie eine Vorahnung. Und dann wird dieses Tier, das man aus Bequemlichkeit fast weggeworfen hätte, auf einmal zum zentralen Bestandteil des Rezepts der *Cotriade*.“

„Ich verstehe.“ Érics Antwort war kaum zu hören.

Ich für meinen Teil verstand zu diesem Zeitpunkt rein gar nichts. Was sich zwischen den beiden abspielte, blieb mir verborgen, doch an Pauls gewölbten Schultern erkannte ich, dass er auf einmal sehr ernst geworden war. Er schaute dem Jungen unverwandt in die Augen.

„Jetzt wird die Sache plötzlich interessant“, begann er von neuem mit einer Begeisterung, die ich an ihm nur von den ganz großen Gelegenheiten kannte. Anaëlle zündete sich hastig eine weitere Zigarette an. „Die *Cotriade* ist ohne Zweifel das Gericht, das am meisten Arbeit, Hingabe und Liebe erfordert. Du fängst an mit einem Suppenfond, den jeder Koch auf seine eigene Art und mit seiner eigenen Kräutermischung zubereitet. Das ist fast sowas wie ein Geheimrezept. Du lässt ihn lange und auf kleiner Flamme vor sich hin köcheln. Dann fügst du den Fisch hinzu, in der richtigen Reihenfolge. Es kommt vor, dass man während des Kochens zögert: War das jetzt wirklich eine gute Idee,

dies oder das reinzupacken? Aber man spürt noch immer, dass irgendwas passiert. Erklären kann man's nicht. Also lässt man das Ganze so, wie es ist. Es köchelt vor sich hin, und du wartest.“

Die nun folgende Stille schien kein Ende zu nehmen. Als Éric schließlich nickte und seine Augen auf das Schild mit dem Namen unseres Restaurants richtete, begann auch ich endlich zu verstehen.

„Und ist es gut?“, fragte er.

„Ja. Normalerweise ist es hervorragend. Es kann sogar sein... dass das betreffende Etwas am Ende den Unterschied macht.“ Mit diesen Worten erhob sich Paul.

Es war alles gesagt. Und trotzdem hielt der Tag noch eine Überraschung für mich bereit.

„So viel zur *Cotriade*“, rief uns Paul von der Tür aus im Stehen zu und wies dabei erneut mit dem Zeigefinger auf den Jungen. „Wo ich dich hier so sehe, fällt mir übrigens ein, dass ich dem Restaurant schon lange einen neuen Namen geben wollte.“

„Machst du Witze?“, rief Anaëlle. „Seit Jahren warten wir darauf, dass das passiert!“

„Und dieser neue Name lautet wie?“, fragte ich, während Éric seine Schwertfischaugen ganz weit aufriss.

Paul lächelte und drehte uns den Rücken zu. Er war schon fast im Restaurant verschwunden, da sah ich noch, dass er ein Lachen unterdrückte und seine Arme komisch

auf und ab bewegte. Die Antwort kam schließlich aus der Tiefe des Gastraums, aber ich kannte sie ohnehin bereits:

„Albatros!“

Der Landvermesser

Sein Alter: 54 Jahre, 4 Monate und 6 Tage. Gestern vor genau drei Wochen war sie gestorben. Nach 8.674 Tagen gemeinsamen Lebens.

Drei Wochen lang streifte er nun also schon ziellos durch ihre Wohnung, die ihn mittlerweile an eine Kultstätte erinnerte: einen 42 Quadratmeter großen Dreizimmer-Tempel voller Gegenstände, die ihm heilig geworden waren. Wie gierig er doch in all den Jahren an ihrer Seite Erinnerungen angehäuft hatte – und wie arglos. Jetzt war daraus eine tonnenschwere Last geworden, die seine Gedanken niederdrückte, schon drei blinde Wochen lang. Er kam sich vor wie ein Seemann, dessen Schiff im Dunkeln von Sturm und Wellen hin- und hergeworfen wurde: Was darin vertäut gewesen war, hatte sich losgerissen und prallte nun pausenlos gegen die Bordwände. Man musste wirklich Angst haben, dass sie dem Druck auf Dauer nicht standhalten würden. Eine Frage jedoch blieb fest im hintersten Winkel seines Geistes verstaut: Die Frage nach dem Kurs, den er von nun an einschlagen sollte. Für eine Antwort fehlte ihm gerade die Kraft.

Erst Kernfusion, dann Spaltung. Ein Raum, in dem es keine Dimensionen gab und in dem nichts mehr stillstand.

Tage ohne Schwerkraft, Materie ohne Struktur. Das war eindeutig zu viel für einen ehemaligen Physiker wie ihn, einen Jünger der Vernunft, einen Zahlenmagier, der sein Leben lang mit Gewissheiten jongliert hatte.

Vor allem aber war da dieses Versprechen, das er ihr gegeben hatte, als ihre Augen schon halb auf andere Welten gerichtet waren. Flüsternd hatte sie von ihrer Hochzeitsreise in die Bretagne gesprochen, von ihrem Ausflug ans Ende der Welt. Ob er sich noch an den Ort erinnere?

Ja, er erinnerte sich. Der Name des Ortes war *Pointe du Van*. ‚Van‘, gesprochen wie ‚vent‘, wie der Wind. Dabei hatte das Wort rein gar nichts mit dem Wind zu tun, der bei ihrem Besuch dort so mächtig über die Klippen gefegt war. Ihren Seidenschal hatte er sich geschnappt, der Wind, und ihn über die Wogen davongetragen. Sie hatten ihm hinterhergeschaut, bis er am Horizont hinter der *Ile de Sein* verschwunden war, in Richtung Amerika, wie zur Einladung. Mit dieser alten Geschichte hatte er ihr noch ein schwaches Lächeln entlockt. *Van*. Das Wort war eines der vielen bretonischen Rätsel, die sie von ihrer Reise mitgebracht hatten und die zu lösen das Leben ihnen nun keine Zeit mehr ließ.

Sie hätte gern noch einmal die Felsen gesehen, den Teppich aus Heidekraut und mehr als alles andere die winzige Kapelle hoch oben am Klippenrand: ihre Votivtafeln, ihre himmelblaue Holzdecke und ihren armen Christus in seinem Kleid aus Flechten, an dem so unbarmherzig die Gischt nagte.

Würde er dort hinfahren, für sie, zur Erinnerung?

Er hatte es versprochen.

In diesem Augenblick war das ganz einfach gewesen. Er hätte so ziemlich alles versprochen und getan, wenn er sie damit nur noch ein klein wenig bei sich hätte halten können. Ein ganzes Tau aus Ehrenwörtern hätte er dafür geknüpft. Inzwischen war er sich allerdings ganz und gar nicht mehr sicher: Wollte er tatsächlich das halbe Land durchqueren, nur um sich dann allein mit Orten konfrontiert zu sehen, die sie gemeinsam bereist hatten? Es schauderte ihn bei der Vorstellung, am Rand dieses Kaps zu stehen. Wie symbolträchtig das wäre: Ein Mensch, der ab sofort unfähig war, einen Fuß vor den anderen zu setzen. Sein Versprechen war so etwas wie der letzte, kostbare Faden, der ihn noch über den Tod hinaus an sie band; ohne dass er hätte sagen können, weshalb, zog es ihn aber auch in einen Strudel aus Angst und Verzweiflung hinein. Dann war er wieder der gequälte Seemann, der im Sturm den nächtlichen Horizont absuchte. Das zaghafte Flackern in der Ferne konnte den Hafen bedeuten, der ihn rettete oder die Klippen, an denen er zerschellen würde.

Denn um die Wahrheit zu sagen: Von dieser Pointe du Van war ihm vor allem der Abgrund in Erinnerung geblieben, der sich nur wenige Meter hinter der Umfriedung der Kapelle öffnete. Ein Abgrund, mindestens so tief und eisig wie derjenige, der sich gerade in seinem eigenen Leben aufgetan hatte. Er erinnerte sich an Felszacken kurz vor dem Absturz und an Gesteinsbrocken, die bereits im Meer versunken waren. Ein Touristenmagnet der morbiden Art war das – anziehend nur deshalb, weil man sich bei

Bedarf ganz einfach in die Tiefe stürzen konnte.

Aber er hatte ihr sein Wort gegeben.

Als er in Quimper aus dem Zug stieg, war es 10 Uhr 22. Er trug nur einen Rucksack bei sich, darin eine Fleecejacke und einen Regenschirm, eine morgens im Bahnhof Montparnasse gekaufte Tageszeitung und eine schon ganz verkrustete Michelin-Karte des Finistère, die er aus einer Kiste ausgegraben hatte. Es tat gut, Paris für ein paar Stunden mit leichtem Gepäck zu verlassen. Schließlich würde er sich noch früh genug der bitteren Bestandsaufnahme stellen müssen, die dort auf ihn wartete. Und doch sträubte sich etwas in ihm schmerzhaft gegen diese Reise: Ihm kam es so vor, als stürze er sich gerade ohne Sinn und Verstand in ein fremdes Universum, das ihm feindlich gesinnt war.

Vier Möwen kreuzten in einem stahlblauen Himmel, die Frühlingssonne flutete über weiße Fassaden, und zwei Stadtangestellte führten in Neongelb ihre neuen Besen spazieren. Es war der 14. Juni, und er hatte den Eindruck, mitten in die Generalprobe zu einem Stück hineinzuplatzen, in dem er selbst keine Rolle spielte. Wie alle Bahnhöfe an Frankreichs Küste würde auch dieser hier bald von der jährlichen Urlauberflut überschwemmt werden. Er sah sie förmlich vor sich: ganze Heerscharen berauschter Touristen, die über die Bahnsteige strömten; blasse Teenagergrüppchen, die von Großvätern mit Kapitänsmütze erwartet wurden; heitere Ferienlager im Sturm auf ihre Kofferberge; junge Damengesellschaften in eleganten

Kostümen, die hinter üppigem Gepäck verschanzt ein Taxi nach Bénodet oder Concarneau herbeiwickelten. Bald wäre dieser Ort hier ein einziges Chaos.

Für ihn wäre das alles aber ganz schnell wieder vorbei. Es blieb ihm gerade genug Zeit, um zur Pointe du Van und wieder zurückzufahren, ein Ticket für die Heimfahrt zu kaufen (was er entgegen seiner sonstigen Gewohnheiten nicht schon vor der Abreise getan hatte) und noch am selben Tag den TGV nach Paris zu nehmen. Abfahrt: 17 Uhr 40.

Er fand den Mietwagen auf einem eigens dafür reservierten Parkplatz. Als er feststellte, dass das von ihm gebuchte Navigationssystem fehlte, überlegte er kurz, ob er an den Schalter zurückgehen sollte. Schon der Gedanke an Konflikte ließ ihn neuerdings jedoch völlig mutlos werden. Resigniert klappte er seine Straßenkarte auf. Am Vortag hatte er mit Filzstift in die linke obere Ecke, mitten ins Blau des Ozeans, die jetzt völlig nutzlosen GPS-Koordinaten der Pointe du Van geschrieben: 48° 03' 35" Nord 4° 42' 42" West. Auch das Ergebnis einer Routenberechnung im Internet hatte er dort notiert: 51 Kilometer in 68 Minuten. Das Ganze war überhaupt nicht schwierig, man konnte sich praktisch nicht verfahren. Objektiv betrachtet gab es deshalb auch keinen Grund, weshalb er die Sache jetzt nicht wie geplant zu Ende bringen sollte. Und doch verspürte er, als die Autotür krachend ins Schloss fiel, genau diesen Impuls: es einfach bleiben zu lassen. Gut zehn Minuten vergingen, in denen er mit beiden Händen auf dem Lenkrad trübe vor sich hin grübelte. Dann erst ließ er mit einem

langen Seufzer und einem mechanischen Blick auf den Kilometerzähler (Stand: 17.451 Kilometer) den Motor an.

Kurz vor Douarnenez sah er ein Schild, das den Museumshafen ankündigte. Das Meer und die Schiffe hatten ihn schon immer fasziniert, deshalb verschlang er auch alles, was er zum Thema Seefahrt in die Finger bekam: Segelzeitschriften und Dokumentarfilme, nautische Fachbücher und Biografien großer Seeleute. Mehr als eine Trockenübung war aus seiner Leidenschaft allerdings nie geworden, wie er zugeben musste. Er bewahrte zur See denselben ehrfürchtigen Abstand, mit dem man etwa großen Raubtieren begegnete oder aktiven Vulkanen oder den schwarzen Löchern, mit denen der Kosmos übersät ist.

Ein Stopp in Douarnenez war diesmal ohnehin nicht möglich, so viel stand fest. Trotzdem fuhr er wohl ein klein wenig langsamer, als er im Kreisel die Ausfahrt zum Museum passierte. Mag sein, dass er dabei die Augenbrauen runzelte wie einer, der den Weg nicht kennt. Jedenfalls war da dieser Mann, der reglos wie eine Statue vor einem Hortensienberg am Straßenrand stand und bei seinem Anblick fragend das Kinn hob. Eine harmlose Geste. Jeder andere wäre an diesem Unbekannten vorbeigefahren, ohne ihn auch nur eines Blickes zu würdigen. Wieso hatte er das nicht getan? Lange Zeit später würde er zu dem Schluss kommen, dass sich von diesem Moment an alles an Kleinigkeiten entschieden hatte. Vielleicht war es die Seemannskluft des Fremden gewesen, in Verbindung mit seinen eigenen Gedanken an den Museumshafen kurz zuvor. Vielleicht hatte er auch bloß

sein Zögern im Kreisel zu einem folgerichtigen Ende bringen wollen. Jedenfalls hielt er auf Höhe des Unbekannten an und ließ das Fenster herunter.

„Verfahren? Wo soll's denn hingehen?“ Die Frage des Mannes klang wie ein kurzes Knattern.

„Ich möchte zur Pointe du Van.“

„Zur Pointe.“ Der Fremde nickte. „Kommt drauf an, ob's der kürzeste Weg sein soll oder nicht. Am kürzesten ist's nämlich über Poullan, da hinter der Brücke rechts.“

Ein schneller Blick in Richtung Beifahrersitz, auf dem die Straßenkarte lag, bestätigte ihm diese Information: Seine Route führte durch Poullan-sur-Mer. Er bedankte sich höflich und fuhr weiter. Die Uhr im Auto zeigte 11 Uhr 17.

„Ob's der kürzeste Weg sein soll...“, wiederholte er bei sich, während der Mann im Rückspiegel aus seinem Blickfeld geriet. Was war denn das bitte für eine Frage! Die ganze Gegend hier sah doch aus wie ein gestrecktes Dreieck. Bis in die Spitze konnten es da ja wohl kaum mehr als die verbleibenden 31 Kilometer sein... oder etwa doch? Er spürte, wie erneut Panik in ihm aufzusteigen drohte. Sofort richtete er seine Aufmerksamkeit auf den Verkehr.

Nach der Brücke fuhr er zunächst an einem Meeresarm entlang, der jetzt bei Ebbe kein Wasser führte und von unzähligen großen und kleinen Möwen übersät war. Dann bog die Straße nach Westen ab und verlor sich in einem Durcheinander aus Eichen und Kiefern. Befriedigt stellte er fest, dass der Verkehr flüssig lief, und dass die zahlreichen Wegweiser mit den Angaben auf seiner alten Straßenkarte

übereinstimmten. Nur das Meer verbarg sich noch immer irgendwo nicht weit zu seiner Rechten, in einer Entfernung, die er ständig abzuschätzen versuchte. Zunächst schien es, als wollten die Bäume mit ihrem dichten Spalier bis in alle Ewigkeit die Sicht auf den Horizont verdecken. Hinter einer Kurve und einigen Häusern mit Ziegeldächern und strengen, hohen Fenstern weitete sich die Landschaft jedoch zu einer endlosen, mit niedrigem Gras bewachsenen Wiesenfläche.

Gegen 11 Uhr 40 tauchte im Grünen ein spitzer Kirchturm auf, dann folgte das zweisprachige Ortschild von Poullan-sur-Mer. Er schaute auf den Kilometerzähler und auf seine Uhr: 24 Kilometer von Quimper bis Douarnenez, weitere 10 Kilometer seit seiner Begegnung mit dem Seemann im Kreisel. Er berechnete eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 55 Kilometern pro Stunde.

Obwohl alles genau nach Plan lief, blieb er doch weiterhin angespannt. Wieder und wieder schossen ihm nämlich dieselben bedrohlichen Fragen durch den Kopf: Was war eigentlich der Sinn dieser Reise, von der er sowieso keiner Menschenseele erzählen konnte? Und was würde geschehen, wenn er erst einmal sein Ziel erreicht hätte? Er würde den steinernen Christus grüßen, eine Weile im Inneren der Kapelle herumtrödeln... und dann? Außerdem beschäftigte ihn nach wie vor die Frage nach dem ‚kürzesten Weg‘, die zwar weniger schmerzhaft war, dafür aber nicht minder irritierend.

Im Dorf fuhr er an adretten Häuserzeilen mit steinernen

Kaminen und Simsen vorbei. Nur das Meer hatte er noch immer nicht gesehen, mal abgesehen natürlich von den paar jämmerlichen Pfützen im Schlick bei Douarnenez. Erstaunt und auch ein wenig enttäuscht stellte er fest, dass er die letzten Worte laut vor sich hingemurmelt hatte. Wieso war das denn jetzt auf einmal so wichtig, ja, so existenziell für ihn? Lag es am Namen *Poullan-sur-Mer*, der hier im Landesinneren wie ein hohles Versprechen klang? Es gelang ihm, sich ein wenig zu beruhigen. Immerhin war dieses Dorf nur eine Etappe auf dem Weg zur *Pointe du Van*. Einmal dort angekommen, würde er es dann überall sehen: das Meer, nichts als das Meer.

Ein Blick zur Kirche mit ihrer Ringmauer, auf der ein wachsamer Christus thronte, rief ihm schließlich wieder den Zweck seiner Reise in Erinnerung. Religiöse Gebäude hatten ihn schon immer mit Abneigung erfüllt, genau wie Friedhöfe übrigens, doch dieses gedrungene Kirchlein hier war wirklich malerisch mit seinem kunstvollen Portal, seinem moosbewachsenen Dach und den vielen Blumen überall. Er fuhr ein bisschen langsamer. Schon ärgerlich, dass die Erinnerung an ihre Hochzeitsreise auch jetzt noch so vage blieb, obwohl er sich doch wirklich gern erinnern wollte. Im Grunde war da jeder beliebige Christus so gut wie derjenige, den er an der *Pointe du Van* sehen würde, zum Beispiel dieser hier, den man an den Straßenrand zwischen Kirche und Bar verpflanzt hatte. Für einen kleinen Moment war er tatsächlich versucht, seinen Wagen auf dem Dorfplatz abzustellen, aber nein: Er hatte versprochen, diese Straße bis an ihr Ende zu fahren.

Kurz nach dem Ortsausgang schimmerte es plötzlich dunkel im monotonen Grün der Wälder, und ein einladender Feldweg öffnete für eine Sekunde den Blick auf die Küste von Morgat. Da sah er es endlich: das Meer, eine feine, blaue Linie am Fuß der Küste. Die Straße schien sich ihm in der Tat zu nähern, und auch der Wald wurde etwas lichter. Von nun an ertappte er sich ständig dabei, wie er mit den Augen fieberhaft die Gegend zu seiner Rechten absuchte. Nichts wollte er jetzt mehr, als den Blick über die blanke Fläche des Ozeans schweifen zu lassen.

Immer öfter und länger war nun am Horizont die Bucht zu sehen. Er bemerkte, dass seine Laune inzwischen unmittelbar vom Verlauf der Straße abhing, die sich in engen Kurven durch die Landschaft schlängelte: Führte ihn eine Biegung zu weit nach links und damit fort vom Meer, wurde er augenblicklich unzufrieden; geriet das Meer dagegen nach einer Rechtskurve wieder in sein Blickfeld, verspürte er ein regelrechtes Hochgefühl. Zu seiner Enttäuschung verlief die Fahrbahn jedoch auch weiterhin in sicherer Entfernung zur Küste. In diesem Moment bemerkte er die vielen kleinen Sträßchen mit ruppig klingenden Namen, die im rechten Winkel von der Hauptstraße abzweigten. Jedes davon schien geradewegs in Richtung Bucht zu führen, vorbei an Feldern, Kiefern, Heide und vereinzelt Windrädern. Ihm kamen die Worte des Seemanns aus Douarnenez wieder in den Sinn: „Ob’s der kürzeste Weg sein soll...“, hatte der ihn gefragt. Das hieß, es gab vielleicht noch eine andere Straße. Eine Straße, die in seiner alten Michelin-Karte nicht verzeichnet war, die aber unmittelbar der Küstenlinie folgte.

In Beuzec-Cap-Sizun beschloss er, sich ein wenig die Beine zu vertreten. Er betrat eine *Épicerie* unterhalb der Dorfkirche, die genauso ernst und moosig aussah wie das Kirchlein in Poullan. Wenig später kehrte er mit einem Sandwich und einer Wanderkarte, Maßstab 1:25.000, zu seinem Wagen zurück. Als er versuchte, seine neue Karte aufzuschlagen, wirbelten die vorbeifahrenden Autos sie gehörig durcheinander. Unter lautem Fluchen gelang es ihm jedoch, sie auf der Motorhaube auszubreiten. Aufmerksam untersuchte er jetzt das komplexe Wegenetz, das sich von der Hauptstraße aus in alle Richtungen verzweigte. Jedes der kleinen Sträßchen endete früher oder später in einem der Weiler, die es hier wie Sand am Meer gab oder verlor sich in einer Bucht. Akribisch suchte er einige Minuten lang mit dem Finger nach einer Route, die ihn möglichst dicht an der Küste entlang zur Pointe du Van führen würde und versuchte zugleich, die Entfernungen abzuschätzen. Dabei wurde ihm schnell klar, dass jeder Abstecher die von Google veranschlagten 31 Kilometer um ein Vielfaches verlängern würde. Es war 12 Uhr 04, und er faltete widerwillig seine Karte zusammen. Wenigstens hatte er jetzt einen Zeitvertreib für die Rückfahrt am Abend nach Paris.

Was danach in seinem Kopf vorgegangen war, konnte er später nicht mehr nachvollziehen. Weder waren die Häuser plötzlich weißer, noch leuchteten die Hortensien strahlender als anderswo. Er hatte, das wusste er noch, mit einem Blick auf den Kilometerzähler festgestellt, dass ihn gerade noch rund 10 Kilometer von der Pointe du Van trennten. Das Meer war zu diesem Zeitpunkt allerdings weit

und breit nicht zu sehen gewesen. Vielleicht war das der Grund, weshalb er abrupt den Blinker setzte und die Hauptstraße nach rechts verließ.

Um keine Zweifel an seiner jähen Entscheidung aufkommen zu lassen, konzentrierte er sich von nun an auf jedes Detail. Der Name des Fleckens war Penharn. Ein skurriles Holzhaus, das aussah wie eine Almhütte, wachte an dieser Stelle über die Kreuzung. Er fuhr über einen schnurgeraden Weg, der von einem steinernen Mäuerchen gesäumt war, auf dem Brombeersträucher wucherten. Nach 700 Metern entpuppte sich der Weg als Sackgasse, und er kam zum Stehen. Vor ihm lag, halb im Dickicht, ein kleiner Parkplatz, auf den nicht mehr als drei Autos passten. Das Meer versteckte sich hinter einer undurchdringlichen Wand aus Farnen. Enttäuscht und ratlos wäre er beinahe umgekehrt, als plötzlich ein alter Mann aus der Heide auftauchte und den Parkplatz betrat. Er trug gelbes Ölzeug und eine Seemannsmütze. In einer Hand hielt er einen Eimer, und unter den Arm hatte er sich eine Reuse geklemmt. Der Alte warf einen Blick in seine Richtung und bedeutete ihm, dass sein Platz gleich frei würde und er sich dorthin stellen solle. Dann ging er zu einem uralten, völlig durchgerosteten Renault 4L und öffnete den Kofferraum.

Auch jetzt hatte er eigentlich keinen Grund, dieser Geste Folge zu leisten. Dennoch stellte er wenig später den Motor ab, stieg aus dem Wagen, schlug die Tür hinter sich zu und nahm entschlossen den Weg, auf dem zuvor der Alte erschienen war. Als er nach einigen Schritten über einen abschüssigen Hang aus dem Farnwald hinaustrat, stockte

ihm buchstäblich der Atem: Auf einmal, völlig unvermittelt, breitete sich die gesamte Bucht vor ihm aus. Er war von ihrem Anblick so überwältigt, dass er sich auf einen Felsen setzen musste. Dreißig Meter tiefer drängte die See in trägen Bahnen an Land. Ihre glatte Oberfläche schillerte silbrig wie Aluminium, tiefblau wie Indigo und dunkelgrau wie Schiefer. Ein imposantes Felsenmeer, das der Zufall mit verspielter Hand dorthin gewürfelt hatte, ließ sich von den Wogen leise schäumend umspülen. Die Küstenlinie selbst war von unzähligen kleinen Buchten durchbrochen und glich einem Fleckenteppich aus Licht und Schatten. Ein sattgrüner Farnmantel bedeckte sie bis an den Rand der Klippen. Gegenüber sah man, unwirklich nah, eine Landspitze, die das Cap de la Chèvre sein musste, und weit im Osten, hinter einem Vorhang aus flirrender Hitze, markierte ein zarter Strich das innere Ende der Bucht von Douarnenez.

Er spürte, wie sich urplötzlich und erstmals seit Beginn der Reise tiefer Friede in ihm ausbreitete. Um ihn an diesen Ort zu führen, hatte das Meer also zuvor mit ihm Katz und Maus gespielt! Tatsächlich kam es ihm so vor, als hätte er sich diese Landschaft gerade mühsam erobert. Hier würde er jetzt eine Weile bleiben, das stand fest, und zwar so lange, bis er jedes Detail seiner Umgebung untersucht hatte. Im Grunde hatte er ja Zeit. Irgendetwas irritierte ihn allerdings noch – ganz so, wie die kleine Felsnase dort hinten das Meer in kleine, konzentrische Wellen verwirbelte. Er drehte sich um. Nicht weit entfernt stand ein Schild, das ihm bereits bei seiner Ankunft aufgefallen war. Er ging hin und las, dass er sich auf einem

Küstenwanderweg befand. Und dass dieser Weg in fünf Stunden zur Pointe du Van führte! So war das also! Es gab sie offenbar wirklich: die Möglichkeit, der Küste auf kürzestem Weg zu folgen. Während er seinen Platz auf dem Felsen wieder einnahm, fragte er sich unwillkürlich, ob er nun Grund hatte, stolz auf sich zu sein: Einem vagen Impuls gehorchend, war er von der Nationalstraße abgelenkt und hatte damit das Rätsel des Seemanns gelöst. So weit, so gut. Seinen Kopf hatte er dafür aber fast völlig abstellen müssen. Als ob er auf Autopilot geschaltet hätte. Ob das nicht doch ein Fehler gewesen war?

Fast zwei Stunden verharrte er reglos auf seinem Felsen. Zuerst versuchte er, mit den Augen der braunen Linie zu folgen, die der Wanderweg ins Grün der Farne zeichnete. Danach beobachtete er lange die Seevögel am Himmel, in der Hoffnung, die geheime Botschaft ihrer Arabesken zu entschlüsseln. Zuletzt starrte er wie hypnotisiert ins Kielwasser eines Fischerboots, das immerzu an der Küste entlangtuckerte. Als das gesamte Innere der Bucht im Nebel versunken war und der Wind leise auffrischte, schaute er auf die Uhr: 15 Uhr 32! Entsetzt sprang er auf. Das war wirklich nicht zu fassen! Er rechnete blitzschnell: Unmöglich konnte er jetzt noch zur Pointe du Van fahren und trotzdem rechtzeitig den Bahnhof in Quimper erreichen. Es gab zwar einen späteren Zug, aber die Vorstellung, nach Mitternacht in Paris anzukommen, war ihm zuwider. Natürlich konnte er auch auf der Stelle zurückfahren und sein Versprechen ein andermal einlösen. Er bezweifelte jedoch, dass er dazu so bald wieder Gelegenheit haben würde.

Wenn er etwas hasste, dann waren das Abweichungen vom Plan. Er bedachte sich selbst mit einer Reihe von Schimpfwörtern, die allesamt mit Nutztieren zu tun hatten. Dann feuerte er einen vernichtenden Blick in die Runde, als sei die Landschaft schuld an der Misere – schließlich hatte er ihretwegen jegliches Zeitgefühl verloren. Im Grunde wusste er aber sehr genau, dass keine Hexerei im Spiel gewesen war. Er hatte ja selbst nicht gerade viel getan, um seine Reise auch wirklich zu Ende zu bringen. Jetzt hieß es, sich zusammenreißen und fix eine Lösung finden. Als erstes musste er nach einem Ort Ausschau halten, an dem er die Nacht verbringen konnte. In Audierne wären die Hotels um diese Zeit bestimmt nicht ausgebucht, da würde er suchen. Dann musste er noch am Bahnhof anrufen und fragen, ob er seinen Mietwagen um einen Tag verlängern konnte. Und gleich am nächsten Morgen würde er dann auf direktem Weg zur Pointe du Van fahren. Er würde zwar einen Tag verlieren, aber das war eigentlich nicht wirklich tragisch. In Paris wartete schließlich niemand auf ihn.

Mit einem Säuseln im Ohr verließ er am nächsten Morgen um kurz vor 9 Uhr das *Hôtel-Restaurant du Roi Gradlon* am langen Strand von Audierne. Die Wellen hatten ihn irgendwann in den Schlaf gewiegt, nachdem er zuvor noch eine Ewigkeit im Restaurant geblieben war. Unter den kritischen Blicken der Kellner hatte er dort nach dem Essen seine Wanderkarte auf dem Tischtuch ausgebreitet und eine Theorie entwickelt, die ihn jetzt unentwegt beschäftigte: Mal angenommen, ein Wanderer liefe auf dem Küstenpfad

von A nach B, und zwischen beiden Punkten läge exakt ein Kilometer Luftlinie. Wenn dieser Wanderer nun in konstantem Tempo ginge und seine Schritte konsequent zählte, dann ließe sich die Entfernung zwischen Douarnenez und der Pointe du Van doch bestimmt ziemlich genau hochrechnen. Die Küste war in dieser Gegend ja recht gleichmäßig gegliedert. Wie viele Kilometer kämen da wohl zusammen? Fünfzig? Hundert?

Als er wenig später im Hafen von Audierne den Laden der *Coopérative Maritime* betrat, wunderte er sich schon kaum noch über sich selbst. Beim Frühstück hatte er zwar noch nichts dergleichen geplant; jetzt aber sagte er sich, dass er seine alten Turnschuhe ohnehin schon längst durch ein neues Paar ersetzen wollte. Zehn Minuten später verließ er das Geschäft mit neuen, festen Schuhen an den Füßen.

Um 9 Uhr 45 parkte er seinen Wagen an der Pointe de Penharn und erkannte sofort den alten Renault 4L wieder, der ebenfalls dort stand. Sein Plan war folgender: Er würde einen leichten, einstündigen Spaziergang auf dem Küstenweg machen und dafür einen Abschnitt wählen, den man später auf der Karte gut nachvollziehen konnte. Unterwegs würde er jeden seiner Schritte zählen. Und wenn das erledigt war, würde er sich wieder auf den Weg zur Pointe du Van machen.

Die Landschaft leuchtete noch strahlender als am Vortag, und keine einzige Welle kräuselte die See. So klar war das Wasser, dass man in Ufernähe die Felsen und Algenfelder am türkisfarbenen Grund erahnen konnte. In einer kleinen Bucht lagen fünf Fischerboote an

hauchdünnen Seilen vertäut. Sie sahen aus, als würden sie schweben. Der gewundene Pfad, auf dem er ging, schmiegte sich zwischen Farnen und Brombeersträuchern zunächst gefährlich nah an die Felskante, dann schluckte ihn dichte Vegetation. Hinunter ging es in Täler, in denen der Weg kleine Bäche überquerte und auf der anderen Seite wieder steil den Hang hinaufführte. Es dauerte nicht lange, und er verlor die Orientierung. Noch im selben Moment vergaß er vor lauter Ungeduld, wie viele Schritte er gezählt hatte... waren es 223 oder 226? Trotzdem ging er zügig weiter. Mehr als einmal malte er sich aus, er sei vom Weg abgekommen und marschiere nun weiß der Kuckuck wohin, zu irgendeinem Gehöft vielleicht, auf dem ihn ein Rudel Bluthunde schon erwartete. Als dann auch noch wie aus dem Nichts der alte Mann im gelben Ölzeug vor ihm auftauchte und sich mit seinen Fischerutensilien an ihm vorbeizwängte, hätte er um ein Haar das Gleichgewicht verloren. Es fehlte nicht viel, und er wäre in die dichten Farnbüschel am Wegesrand gefallen.

Doch kurz darauf leuchtete das Meer wieder auf, heiter und schön hinter einem üppigen Teppich aus Heidekraut. Er betrachtete die Küstenlinie, sah schwindelerregende Klippen und spitz zulaufende Kaps, die tief ins Wasser hineinragten. In seinen Ohren hallten die Schreie der Seevögel wider. Die Tiere selbst blieben jedoch in ihren Felsnischen verborgen. Nur noch bis zum nächsten Aussichtspunkt wollte er jetzt gehen, so sein neuer Vorsatz. Und auf dem Rückweg würde er dann noch einmal seine Schritte zählen.

Mit jedem Meter, den er zurücklegte, schien die Landschaft zu einem Teil von ihm zu werden. Er ging immer weiter, von Kap zu Kap, ganz versunken in die eigene Bewegung. Irgendwann sah er vor sich eine Landspitze, die noch imposanter war als alle anderen. Mehrere Dutzend Boote schmiegt sich in den Schutz ihrer Felsen. Laut seiner Karte war das der Hafen von Brézellec. Man sah den winzigen Landesteg am Ende eines Wegs, der sich wie eine Wunde im Stein von ganz oben zum Wasser hinabschlängelte. Ab hier wären es noch gut zwei Stunden zu Fuß bis zur Pointe du Van, aber das war nicht sein Plan. Zum ersten Mal seit dem frühen Morgen warf er einen Blick auf die Uhr und stellte fest, dass er drei Stunden gegangen war. Er hatte also auch heute keine Zeit mehr, mit dem Auto dorthin zu fahren. Vielleicht war das ja insgeheim schon mit dem ersten Schritt des Tages besiegelt gewesen. Fast bereitwillig gestand er sich ein, dass er, um sein Versprechen zu halten, noch eine weitere Nacht in der Gegend verbringen musste. Er spürte ein neues Fieber in sich, und es wurde stärker.

Er hatte keinen Hunger; nichts trieb ihn zur Eile. Ein wenig distanziert beobachtete er, wie die Gedanken an das eigentliche Ziel seiner Reise, die Pointe du Van, immer kleiner wurden. Mit ihnen verflüchtigte sich auch ein großer Teil der Ängste, die ihn gestern noch gequält hatten.

Auf der Landspitze thronte, hoch über der Bucht, ein riesiger Parkplatz, der jetzt zu Saisonbeginn fast menschenleer war. Er setzte sich auf einen Felsen und beobachtete die wenigen Touristen, die an ihm vorbei zur

Aussichtsplattform liefen und nach wenigen Minuten schon wieder zum Auto zurückkehrten. Als er sie so hin und her tänzeln sah, lächelte er zu seinem Erstaunen ein wenig herablassend wie jemand, der etwas ganz anderes erlebte als die anderen. Etwas, das man unweigerlich übersah, wenn man im Akkord Orte fürs Fotoalbum ablichtete. Hätte man ihn gefragt, worin genau dieses Andere bestand, hätte er allerdings keine Antwort gewusst. Er blieb einfach weiter auf seinem Felsen. Es könnte sogar sein, dass er für ein Weilchen eingeschlafen war.

Den Rückweg trat er in der festen Absicht an, diesmal konsequent seine Schritte zu zählen. Wie ein Schneekönig freute er sich schon auf die Aussichtspunkte, an denen er auf dem Hinweg die Landschaft betrachtet hatte und auf die Stellen, an denen er geglaubt hatte, auf dem falschen Weg zu sein. Nach dreihundert Schritten wurde ihm dann zum ersten Mal bewusst, dass sich der Pfad tatsächlich vollkommen willkürlich durch die Landschaft schlängelte: In einer Sekunde führte er noch entschlossen direkt an den Klippen entlang, nur um kurz darauf nicht weniger entschlossen und ohne ersichtlichen Grund ins Landesinnere abzubiegen. Seine Idee, die Länge der Küste in Schritten abzumessen, erschien ihm jetzt fast ein wenig absurd. Dennoch hätte er auch weiterhin an seinem Vorhaben festhalten können. Mit etwas Konzentration wäre bestimmt ein akzeptables Ergebnis dabei herausgekommen. Das hätte er dann – ohne Zweifel ein wenig verdrossen – zusammen mit dem Datum in die Ecke seiner Karte geschrieben und wieder vergessen. Wie so viele andere Dinge im Leben auch.

Warum war dann alles ganz anders gekommen? Lag es wirklich an der kurzen Begegnung mit dem Seemann in Douarnenez? Oder stand er am Ende doch unter irgendeinem Bann, fremdgesteuert von Kräften, die ihn heimlich verfolgten? Selbst mit viel Abstand wusste er nicht zu sagen, wie er sein ursprüngliches Ziel, die Pointe du Van, so sehr aus den Augen verlieren konnte. Wann genau hatte er aufgehört, seine Schritte zu zählen? Und wann verlor er schließlich vollständig das Interesse am Weg und richtete seine Aufmerksamkeit auf den Fuß der Felsen, dorthin, wo das Wasser den Stein berührt? Aus einer Frage, die zunächst nicht mehr war als ein Hirngespinnst, wurde eine fixe Idee, und irgendwann kreisten seine Gedanken nur noch darum, sie zu lösen: *Wie lang ist diese Küste wirklich?* Ob und wann er die Pointe du Van erreichte, wurde darüber schnell zweitrangig und spielte irgendwann gar keine Rolle mehr. Mit diesem Problem schien man sich überhaupt erst befassen zu können, wenn man eine befriedigende Antwort auf die erste Frage gefunden hatte. Es war fast, als ob der Gedanke an die Pointe du Van sich einfach in der Brandung aufgelöst hätte, mit der diese Landschaft seinen Geist bestürmte.

Er beschloss, die zweite Nacht auf halbem Weg zwischen Audierne und Goulien zu verbringen. Den Gasthof hatte er, wie er sich selbst eingestand, schon morgens auf dem Hinweg ins Auge gefasst. Als ihn seine Gastgeber nach dem Abendessen zu einem Digestif vor dem monumentalen Steinkamin einladen wollten, lehnte er etwas

schroffer ab als beabsichtigt. Es war ohnehin nicht sein Ding, stundenlang in rustikalem Ambiente mit fremden Menschen Banalitäten auszutauschen. Jetzt wollte er aber auch noch so schnell wie möglich aufs Zimmer, um sich endlich wieder seiner Wanderkarte widmen zu können. Zwei Stunden rechnete er konzentriert vor sich hin, mit folgendem Ergebnis: Seine mühevoll gezählten Schritte konnten die Länge der Küste tatsächlich nur sehr ungenau abbilden, weil der Wanderweg wie vermutet seinen ganz eigenen Gesetzen folgte. Dieser Gedanke amüsierte ihn dann doch ein wenig, denn er war ihm ja gestern schon in Bezug auf die Nationalstraße gekommen. Vor allem aber ließ ihn seine Erkenntnis ziemlich ratlos zurück. Für den Bruchteil einer Sekunde huschte ihm sehr wohl noch durch den Kopf, dass seine Forschung einen ganz schön obsessiven Charakter angenommen hatte. Nach sechs Stunden Fußmarsch in der prallen Sonne und an der frischen, jodreichen Luft war er für solche Bedenken aber entschieden zu müde. Es war 21 Uhr, und er fiel vollständig bekleidet ins Bett.

Als er am nächsten Morgen erwachte, hatte er bloß noch eines im Sinn: Er wollte an den Fuß der Felsen hinuntersteigen und dort aus nächster Nähe untersuchen, was ihm seine Karte nicht verriet. Nur wo Land und Meer aufeinandertrafen, würde er endlich die wahre Gliederung dieser Küste verstehen. Das Frühstück schlang er geistesabwesend herunter und schielte dabei unentwegt auf seine Zahlen, ohne den traurigen Gastgebern größere

Beachtung zu schenken. Zum lokalen Heidekraut-Honig und den hausgemachten Crêpes war diesem Gast hier jedenfalls kein Wort des Lobes zu entlocken. Ganz zum Schluss bat er den Hausherrn (der zum Glück kein bisschen nachtragend war) dann noch um einen Holzstab von exakt einem Meter Länge. Als Begründung gab er an, damit im Lauf des Tages ein Experiment durchführen zu wollen. Welches genau, ließ er im Dunkeln.

Zum dritten Mal stieg er an der Pointe de Penharn aus dem Wagen und machte sich unverzüglich auf die Suche nach einem Weg ans Meer. Das halsbrecherische Tempo, das er dabei an den Tag legte, sah ihm im Grunde gar nicht ähnlich. Der Weg endete in einer großen Bucht, in der vier Boote an Ringen im Fels vertäut lagen. Nur wenn man ganz genau hinschaute, sah man sie sachte auf der stillen Wasseroberfläche tanzen. Ein fünftes Boot entfernte sich gerade mit einem Mann an Bord gemächlich von den anderen. Im Inneren der Bucht lag ein hellgrauer Kieselstrand, der mit Treibholz und Streifen getrockneter Algen bedeckt war. Eine ausgediente Reuse klemmte zwischen zwei Felsen, und auf halber Höhe des Gerölls erinnerte etwas Rundes an eine Frucht, die aus dem Obstkorb gefallen war. Offenbar hatte das Meer eine orangefarbene Boje dort abgeladen.

Zuerst überprüfte er auf der Karte seine genaue Position, dann begann er auch schon, die Bucht zu umrunden. Er sprang von einem Felsen zum nächsten und hielt seinen Stock dabei exakt auf Höhe des Wasserspiegels,

ganz dicht an den Stein oder den Sand. Mit lauter Stimme zählte er jeden einzelnen Meter. Schon bald musste er sich jedoch eingestehen, dass seine Methode nicht ganz ausgereift war. Er hätte definitiv einen kürzeren Stock bestellen sollen! Fünfzig Meter weiter beschloss er, sein Werkzeug in zwei gleich große Teile zu zerlegen. Er scheuerte das Holz so lange über die scharfe Kante eines Felsens, bis es brach und nahm anschließend mit neuem Schwung seine Reise wieder auf.

Nach einer einstündigen Schlitterpartie erreichte er schließlich das äußere Ende der Bucht, vollkommen erschöpft und mit klatschnassen Füßen. Laut Karte hatte er jetzt einen Halbkreis von etwa 40 Metern Durchmesser durchquert und eine Strecke von rund 60 Metern zurückgelegt. Er selbst war dank seiner Verrenkungen jedoch auf unglaubliche 112 Meter gekommen! Und dabei hatte er zugegebenermaßen wohl leider noch den einen oder anderen halben Meter vergessen. An manchen Stellen (wenn nicht sogar fast überall) war sein Messgerät für die Felsenlinie mit ihren Rissen und Kerben nämlich viel zu starr gewesen. Mit einem griesgrämigen Blick durch die Bucht gestand er sich ein, dass seine Berechnungen auch diesmal schrecklich ungenau geblieben waren.

In einem Anfall von Wut drehte er sich zum Meer und schleuderte seine Stöcke so weit wie möglich aufs Wasser hinaus. Dann griff er sich auch noch ein paar Kieselsteine und warf sie hitzig gegen die Felswand, als könne er es der widerspenstigen Natur damit heimzahlen. Er fühlte sich wie ein Kind, das große Lust hatte, sein Spielzeug zu zerstören

– einfach weil es nicht tat, was es sollte, oder weil sich damit die Geschichte nicht wie erhofft zu Ende erzählen ließ. Am liebsten hätte er sie Stein um Stein abgetragen, diese Küste, die sich ihm umso mehr entzog, je eifriger er sich ihr näherte.

Für eine Weile überließ er sich ganz der Verzweiflung und Mutlosigkeit, die ihm seine Niederlage einflößte. Das war allemal besser, als sich zu fragen, weshalb man es so unverhältnismäßig weit getrieben hatte mit diesem Spiel. Einfach ins Auto zu steigen und zur Pointe du Van zu fahren, war für ihn aber auch jetzt noch keine Option. Er dachte nicht einmal daran, das zu tun.

Da bemerkte er plötzlich einen Gegenstand, der auf der Oberfläche des Meeres vor sich hintrieb. Er beugte sich hinunter und zog ein Stück geflochtene Nylonschnur aus dem Wasser, etwa zwanzig Zentimeter lang, eindeutig aus der Fischerei, vielleicht von einem Netz oder einem Korb.

Nachdem er seinen Fund mit penibler Sorgfalt geprüft hatte, beschloss er, sich gleich wieder an die Arbeit zu machen. Dieses neue Maßband war biegsam und würde sich der Küstenlinie fast nahtlos anpassen. Wieso war er darauf bloß nicht schon früher gekommen? Euphorisch sprang er über die Felsen zu seinem Ausgangspunkt zurück und stürzte sich mit neuer Zuversicht in seine Berechnungen.

Sofort erkannte er, dass etwas anders war: Inzwischen hatte die Flut den Meeresspiegel um einige Zentimeter ansteigen lassen und damit das Gesicht der Bucht dramatisch verändert. Wo er zuvor gemessen hatte, stand jetzt das Wasser. Er spürte, wie er in Rage geriet und

machte sich gleich noch fiebriger ans Werk.

Immer schlechter kam er voran, doch das fiel ihm kaum auf. Mit einer Hand krallte er sich an die Felsen, während er mit der anderen den Nylonfaden möglichst genau auf Höhe des Wassers ans Ufer presste. Eine heikle Kletterpartie war das jetzt, und er musste seine ganze Kraft aufbieten, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Ihm war das egal. In seinem Rausch bemerkte er nicht einmal, wie seine Haut wund wurde und seine Kleidung zerriss. Ganz geschwollen waren seine Finger schon vom kalten Wasser, und erste Krämpfe kündigten sich leise an.

Die Reise endete schließlich an einer Felswand am Rand der Bucht. Hier ging es nicht weiter: Der Fels war unüberwindbar geworden. Er schaute zwischen seinen Füßen hinunter aufs Meer, das rund einen Meter tiefer lautlos am Gestein leckte. Ohne Ausrüstung im 13 oder 14 Grad kalten Wasser zu schwimmen, das war dann leider doch nicht möglich, wie er sich bitter eingestand. Er musste wohl oder übel aufgeben.

Wie lange hing er an dieser Felswand, als wäre er selbst nichts weiter als eine Flechte am Stein, vollkommen unempänglich für alles, was ihn umgab? Seinen von Krämpfen geschüttelten Körper nahm er längst nicht mehr wahr; für ihn existierte nur noch das Stückchen Fels, an das er sich mit seiner rechten Hand geklammert hielt. Er registrierte jedes Detail des Gesteins, jedes Körnchen der Materie zwischen seinen Fingern. Den Stein loszulassen, war für ihn keine Option. Manchmal ist es jedoch der Felsen selbst, der nachgibt. Und die Flechte, der weder

Wind noch Gischt noch Sonne etwas anhaben konnten, hat trotz ihrer Hartnäckigkeit das Nachsehen.

Er bemerkte nicht gleich, dass er nach hinten fiel. Überrascht schaute er zu, wie das Stück Stein in seiner Hand von der Wand abbröckelte, als wäre es nur der Deckel zu einem Gefäß, in dem sich etwas ganz anderes verbarg. Noch im Moment des Sturzes untersuchte er die kleine Einkerbung, die im Fels entstanden war: ihren Umriss, ihre inneren Formen, ihr unbekanntes Farbenspiel. Die Enttäuschung, die ihn kurz vor dem Aufprall auf das Wasser überflutete, war bodenlos. Da hatte er endlich ein Stück dieser Küste – und sei es auch noch so winzig – in all seinen Einzelheiten erfasst, und schon war dieses Stück nicht mehr Teil von ihr. Für einen Moment hatte er buchstäblich geglaubt, mit seinen Fingern das Wesen des Felsens zu berühren. Jetzt fand er bloß heraus, dass dieser Fels wankelmütig und unnahbar war. Er hatte sich ihm ein weiteres Mal entzogen. Schon spürte er, wie ihn etwas umschloss, das sich anfühlte wie die Backen eines eisernen Schraubstocks. Als die Kälte über ihn hereinbrach und er unversehens schwerelos wurde, gab er auf. Er schloss die Augen und war unendlich erleichtert darüber, dass seine Suche jetzt zu Ende ging. Wirklich alles hatte er für sie gegeben. Erschreckend einfach fiel es ihm nun auch, das schwere Projekt loszulassen, für das er hierhergekommen war, und das ihm so viel Angst eingeflößt hatte. Er würde die Pointe du Van nicht mehr erreichen. Es sei denn, die Strömung spülte seine sterblichen Überreste dort an.

Ihm blieb keine Zeit, sich dieses letzte Bild weiter

auszumalen. Etwas Hartes traf ihn an der Brust. Er fühlte, wie er aus dem Wasser herausgezogen wurde und öffnete die Augen: Er sah den schwarzen Plastikhaken, der sich an seine Jacke geheftet hatte und den hölzernen Griff, der an diesem Haken steckte. Da packte auch schon eine Hand seinen Ärmel, und die Stimme eines alten Mannes rief:

„Jetzt kommen Sie schon! Allein kann ich Sie da nicht rausziehen! Los, auf die Beine, Mensch! Hier kann man stehen!“

An der Straße zur Pointe du Van, unweit des kleinen Weilers Penharn, steht an einer Kreuzung ein seltsames Haus, das aussieht wie ein Chalet in den Alpen. Man sagt, sein neuer Besitzer sei ein Mann in den Fünfzigern, ein Pariser, der seine Stadtwohnung verkauft hat, um sich hier in der Gegend niederzulassen. Mehrmals pro Woche hält davor ein uraltes Auto, das von einem nicht weniger alten Mann gefahren wird. Wann immer Meer und Wetter es erlauben, sieht man die beiden Gefährten in Ölzeug und Gummistiefeln das Haus verlassen. Ihr Weg führt sie an den Fuß der Felsen, wo in einem Hafen (der eigentlich nur eine seichte Bucht ist) das Boot des Alten vor Anker liegt. Die beiden steigen hinein, lassen den kleinen Außenbordmotor an und tuckern gemächlich ein Stück aufs Meer hinaus. Dann machen sie sich, immer wieder, auf ihre Reise von Bucht zu Bucht.

Dort hinten, hinter der Landspitze, liegt die *Pointe*, danach folgt eine sehr große Bucht und hinter ihr wieder eine andere *Pointe*. So weit hat der Alte seinen Bootsmann

aber noch nicht gefahren. Eines Tages wird er das tun. Schon bald vielleicht. Nichts drängt zu Eile. Der Alte sagt, es gibt nichts besseres, als den Anker oft zu lichten, wenn man das Ankommen lernen will. Auf dem Meer wird der Gang des Menschen wieder fest.

Für den Moment gleiten die beiden also schweigend durch die bedächtigen Wogen der See. Im Kielwasser ziehen sie gelassen eine einfache Nylonschnur und einen Angelhaken hinter sich her. Jeder Blick auf die Landschaft ist für sie wie der erste. Sie bewundern die Küste in ihrer unendlichen Vielfalt an Farben und Formen. Und sie bewundern das Land: sein liches Strahlen, seine gewaltige Schönheit. Seine Maßlosigkeit.

Das Haus aus Sand

Solange ich denken kann, sind wir zu diesem Haus gefahren. Jedes Jahr. Trotz allem.

Es muss immer an einem der letzten Freitage im Juli gewesen sein: Unsere Eltern hatten höchstens seit ein paar Stunden Urlaub, und wir Kinder waren erst wenige Tage zuvor aus einem Ferienlager zurückgekehrt. Toulouse versank in schwüler Sommerträgheit – und wir gleich mit, wenn wir nicht schleunigst unsere Sachen packten. Also gaben unsere Eltern den Startschuss, und es ging los.

Innerhalb weniger Stunden platzte unser alter VW Transporter aus allen Nähten. Mit leuchtenden Augen schauten wir zu, wie Mama aus Koffern und Taschen im Fond geschickt drei Schlafkuhlen für uns baute. Papa inspizierte lange das geheime Innenleben des Motorraums. Als letztes kamen die Fahrräder aufs Heck, verschnürt zu einem wilden Knäuel aus Lenkern und Radgabeln. In unseren Kinderaugen sahen sie so kläglich aus wie ein Haufen Kätzchen, die jemand am Nacken gepackt hatte und über dem Boden baumeln ließ. Als dann endlich die schweren Vorhänge im Inneren des Wagens zugezogen waren, hatte sich der Fond in ein richtiges Schlafabteil verwandelt. Die Nacht konnte kommen: Unsere kleine

Sippe war gewappnet.

Natürlich konnten wir nach so viel Aufregung lange nicht einschlafen, und es gab jedes Mal ein wenig Ärger. Unsere Eltern weckten uns gegen fünf Uhr morgens. Sie verpackten uns in unsere Decken und verfrachteten uns schläfrig ins Auto, jeden mit seinem Kuscheltier im Arm. Im Dunkeln schauten wir einander dann minutenlang wortlos an: Gleich würden die Vordertüren ins Schloss fallen, und der Motor würde schnaubend und hüstelnd zum Leben erwachen. Noch bevor der Bus die Stadtautobahn erreicht hatte, waren wir alle wieder eingeschlafen.

So war das. Jedes Jahr.

Tausendmal habe ich unsere Fahrten zu diesem Haus in Gedanken durchlebt und dabei Traum und Wirklichkeit, Erinnerung und Vorfreude durcheinandergebracht. Da war das ruhige, besänftigende Surren des Motors und das Gesicht eines Elternteils, das durch den Vorhangspalt zu uns nach hinten spähte; da war das Frühstück im Schlafanzug auf einer Autobahnraststätte und die Kabbelei um eine Tüte Cornflakes; man konnte gar nicht so schnell schauen, so fix war sie leer. Da waren die Spielkarten, die im ganzen Auto verstreut lagen und natürlich der *Pont de Cheviré* über die Loire, von Papa jedes Mal lauthals angekündigt. Immerhin war diese Brücke das Eingangstor zu unserer Bretagne, die wir ein ganzes Jahr lang im Herzen mit uns herumgetragen hatten. Wir waren Prinzen und Prinzessinnen auf ihrer Fahrt zu einer Sommerresidenz, am anderen Ende des Landes.

Ich erinnere mich noch gut an die letzten dreihundert

Kilometer, die jedes Jahr nicht enden zu wollen schienen. Unser laut stotterndes Vehikel brachte schließlich kaum mehr als hundert Kilometer pro Stunde auf die Straße. Selbstredend gab es keine Klimaanlage: Ein Sonnenstrahl genügte, und die alte Kiste verwandelte sich in einen Schnellkochtopf. Papa war vor lauter Schlafmangel ganz aufgekratzt. Mama bemerkte kurz vor Quimper, dass die Fahrt ja doch ganz schön lang sei. Und ich wusste mit unerschütterlicher Sicherheit, dass das Glück, das vor uns lag, jede noch so gigantische Qual wieder aufwiegen würde.

Am späten Nachmittag standen die Eltern von Papa dann schon als Empfangskomitee vor dem Haus. Ob sie wohl von irgendwoher ein geheimes Zeichen empfangen hatten...? Jedenfalls war das genau die Art von Rätsel, die Kinder noch an eine Welt der Wunder glauben lässt. Der Bus gluckerte ein letztes Mal zufrieden und kam dann zum Stehen. Die Schiebetür kreischte wie eine Möwe, so sehr hatten Rost und Sand ihr im vergangenen Jahr wieder zugesetzt. Sie glitt zur Seite, und die Gesichter unserer Großeltern tauchten in der Öffnung auf.

Nun folgte das Ritual der *Quatre Bises*, jene bretonische Umarmung, bei der man mit komisch verdrehtem Kopf energische Küsschen neben die Wangen des Anderen ins Leere haucht. Mag sein, dass nach all der Feierlichkeit von der Wiedersehensfreude nicht viel übrig ist; für uns aber waren diese endlosen Küsschen ein Segen und ein Ritterschlag, denn sie besiegelten unseren Anspruch auf das imposante Haus, das dort gleich hinter den Großeltern aufragte (wenn auch vielleicht jedes Jahr ein

wenig kleiner als in unserer Erinnerung). Das Haus sah aus wie ein weißer Kasten, dem jemand einen *Accent Circonflexe* aufgesetzt hatte. Ein großes Chalet mit einem für diese Gegend so eigenwilligen Baustil, dass allein sein Anblick einmalige Ferien versprach.

Endlich stoben wir in alle Richtungen auseinander, um von unseren vertrauten Orten Besitz zu nehmen. Es dauerte nur wenige Minuten, und wir wussten wieder, was sich wo befand und welche Erinnerung in welchem Winkel steckte. Wenn wir eines Tages größer gewesen wären, hätten wir uns bestimmt die Koffer geschnappt und sie selbst aufs Zimmer getragen. Und es hätte sogar für jeden von uns ein eigenes davon gegeben, so weitläufig war dieses Haus.

Am nächsten Morgen kam der Sommer – und blieb. Ein Ferientag reihte sich an den nächsten wie die Perlen einer Kette: gleichmäßig, glatt und glänzend. Die Zeit rieselte so träge dahin wie Sand in einer Uhr ohne Boden. Wir frühstückten spät, es gab Crêpes – stapelweise! – und dazu einen Klumpen salziger Butter, dem unser Appetit scheinbar nichts anhaben konnte. Unsere Spiele waren endlos und unendlich laut. Wir waren Ritter oder Gespenster, rannten lachend, heulend und flüsternd von Zimmer zu Zimmer. Wir lugten in Möbelstücke und kramten die seltsamsten Dinge hervor, stumme Zeugen eines vergangenen Jahrhunderts oder Souvenirs von den weiten Reisen unseres ältesten Familienmitglieds: Dem Urgroßvater, der seinen Militärrucksack eines schönen Tages für immer in seinem Heimatdorf abgestellt und dann auf diesem auserwählten Stückchen Land das Haus gebaut

hatte.

Um zwölf Uhr versammelten sich alle unter dem unverwüstlichen Zeltdach, das Großvater noch kurz vor unserer Ankunft im Garten aufgestellt hatte. Das schier endlose Mittagessen begann. Da saßen wir Kinder dann Auge in Auge mit leblos gaffenden Hummern, die wir umständlich schälen mussten, ohne uns über die vielen piksenden Stacheln zu beklagen. Beim Anblick der schwarzen und orangefarbenen Krabben zögerten wir: Die gewaltigen Scheren hätten uns vielleicht sogar weniger Angst eingejagt, wenn ihre Besitzer lebendig über das Tischtuch gekrochen wären. Mit einem Ohr lauschten wir den unzusammenhängenden Geschichten unseres Urgroßvaters, der zuverlässig immer dann zu sprechen begann, wenn der Kaffee aufgetragen wurde.

Es gäbe viel zu sagen über die viel zu kurzen Nachmittage an den Stränden von Saint-Evette, Saint-Théolen und Pors Péron, von denen wir haufenweise Kieselsteine oder Fetzen getrockneter Algen mitbrachten. Auch ganze Legionen unglückseliger Krabben schleppten wir nach Hause und überließen sie auf dem Boden unserer Plastikeimer ihrem Schicksal. Von allen Stränden ist mir aber derjenige von Mesperleuc am besten in Erinnerung geblieben: Ein langes Band aus hellem Sand, das sich nach Westen zur Bucht von Audierne öffnete und sich im Osten in dunstiger Gischt verlor. Einmal nutzte ich die Gunst der Stunde und schlich mich unbemerkt davon, um den Strand für mich allein zu erkunden. Seltsam klar erinnere ich mich bis heute an die Hand meiner Großmutter, die meiner

Expedition mit brennendem Druck ein jähes Ende setzte. Ich sehe noch immer ihr Gesicht vor mir, rot und atemlos nach einem bangen Lauf quer über den Strand, den die anderen Urlauber mit gelassenen Blicken verfolgt hatten. Damals begriff ich, wovor Großeltern sich nicht selten besonders fürchten: vor einer Entführung natürlich – eine Angst, die in unserem Fall vollkommen absurd erscheint, wenn man bedenkt, wo wir uns befanden, verloren am Ende der Welt (aber was konnte einem das Fernsehen nicht alles weismachen); nicht minder fürchten Großeltern sich aber wohl vor ihren eigenen Kindern, die scheinbar nur darauf lauern, dass sie Fehler begehen. Wie hatten sie uns auch nur eine Sekunde aus den Augen lassen können!

Bei Ebbe konnten wir gar nicht anders, als dem Meer auf unseren kurzen Beinchen ins Endlose hinterherzulaufen. Unter der Berührung der Wellen hatte sich der Wattboden dann in unzählige, verwirrende Lachfältchen gelegt. Bei Flut war die See manchmal so weiß und die Brandung so gewaltig, dass man uns auf Abstand hielt wie eine Rotte angeleinter Hunde. Uns blieb gar nichts anderes übrig, als Boule zu spielen oder uns gegenseitig mit Sandburgen zu übertrumpfen, in denen bald der komplette Hofstaat Platz fand. Abends im Bettchen betete schließlich jeder für sich inbrünstig darum, dass seine sorgfältig gebaute Festung doch stabiler sein möge als die der anderen, aber vergebens: Am nächsten Tag war davon seltsamerweise nichts geblieben.

Unsere Sandburgen...

Wenn die Erwachsenen entschieden, dass das Wetter

zum Baden nicht taugte, wurde es ungemütlich. Immer gab es irgendwo eine Mühle oder eine Ruine, zu der man uns über einen finsternen, feuchten Hohlweg jagen konnte. Was fanden die Erwachsenen – oder waren es nur die Großeltern? – bloß an diesen ganzen alten Steinhaufen, von denen einer fader, bedrohlicher und kälter war als der andere (an Mauern voller Efeu und weißer Flechten; an Bänken und Tischen in irgendwelchen Gärten; an grob behauenen Steinblöcken und an Menhiren, die jemand neben der Straße abgestellt hatte; an einem Mäuerchen um ein Geranienbeet; an wuchtigen Türen zu Bauernhöfen, mit Granitkugeln darauf; an Simsen mit Jahreszahlen, die kein Mensch mehr lesen konnte; an traurigen Christusfiguren mit von der Gischt zerfressenen Gesichtern)? Wir trödelten herum, vergossen Tränen, und manchmal wurde aus unseren kindlichen Allüren ein veritabler Wutanfall. Für gewöhnlich war die Antwort ein ordentlicher Klapps auf den Hintern.

Wenn die Dinge anders gekommen wären, hätten wir uns wohl noch lange im riesigen Badezimmer eingesperrt und unter dem wütenden Klopfen der Großmutter feuchtfröhliche Waschlappenschlachten veranstaltet. Noch lange hätten wir an der bauschigen Dampfwolke geschnuppert, die unser Großvater mit seinen Crêpes auf der heißen Platte erzeugte. Noch lange hätten wir einander Äpfel zugeworfen und Brombeeren an der Gartenhecke gepflückt. Noch lange wären wir um den Urgroßvater herumgerannt, der den lieben langen Nachmittag wie eine Statue unter einem Baum saß, eine Seemannsmütze auf dem Kopf und ein rätselhaftes Lächeln auf den Lippen. Zum x-

ten Mal hätte er uns vermutlich erzählt, wie er damals das Haus gebaut hatte, 1939, kurz vor Ausbruch des Krieges. In einem genialen Schachzug hatte er sein gesamtes Erspartes aus fünfzehn Jahren Kolonialinfanterie in das Projekt gesteckt – und tatsächlich wäre wenig später alles Material für den Krieg beschlagnahmt worden. Heute weiß ich, dass nur ein Mensch, in dem das Echo vergangener Tragödien nachhallt, so beharrlich seiner Intuition folgen kann. Denn dieses Bauwerk, dieser Palast, war wohl sein Lebenstraum und vielleicht sogar seine Obsession. Als Kind konnte ich das bloß erahnen, aber meinen Augen entging doch nicht, dass er anders zu diesem Haus stand als die anderen. Ich sehe bis heute den sorgenvollen Blick, mit dem er aus seiner Trance erwachte, sobald sich das Gespräch bei Tisch um Unterhaltsarbeiten drehte. Und ich sehe seine Hände noch immer liebevoll über das Mauerwerk streichen, genau wie unsere Finger zuvor die sandigen Kunstwerke am Strand liebkost hatten. Wenn wir es mit den Spielen im Haus übertrieben, drohte unsere Großmutter deshalb auch gern damit, es dem Alten zu sagen. Irgendwann glaubten wir dann wohl tatsächlich, dass sein Geist in jedem Raum wohnte und er uns niemals aus den Augen ließ.

Am frühen Abend, wenn die große Uhr im Wohnzimmer sieben geschlagen hätte, wäre mein Urgroßvater wohl auch weiter aus seinem Sessel aufgestanden. Er besaß noch die Pünktlichkeit alter Militärs, die erst endet, wenn der Mensch für immer geht. Vielleicht hätte ich ihn in die obere Etage begleitet und ihm bei den Vorbereitungen für das Abendessen geholfen, das er lieber allein zu sich nahm. Gemeinsam hätten wir seine

Pillen für die Nacht abgezählt und die Abendnachrichten geschaut. Oft hätte uns das Weltgeschehen in den Nahen Osten geführt, in den Libanon oder nach Syrien, zu Städten, die der Alte wiederzuerkennen glaubte. Dann hätten sich seine Finger in die Sessellehne gekrallt: Trümmer, Chaos und Trauer, überall. Mit gerunzelten Augenbrauen hätte er gemurmelt, dass sich nichts geändert hat. Die Welt war, wie sie war, weil jeder Mensch den tiefen Hang zu Grausamkeiten in sich trug.

Manchmal hätten laute Stimmen uns Kinder beim Toben und Spielen unterbrochen. Papa und Großvater wären das gewesen. Sie stritten mal wieder ein bisschen miteinander. Dann hätten wir uns in einem der Zimmer im oberen Stock versteckt oder in einem Winkel der Garage, wo wir zu unserer Überraschung vielleicht den Urgroßvater wiedergefunden hätten: reglos, zerstreut, mit dunklem Blick und feuchten Augen. Aus dem diffusen Gefühl heraus, dass wir der Grund für die lauten Stimmen im Haus sein könnten, hätten wir uns ganz klein gemacht. Inzwischen weiß ich natürlich, dass wir uns irrten.

Ja. Ich erinnere mich nur zu gut an diese kurzen Wortgefechte, über die Papa und Mama sich dann auf dem Rückweg halblaut unterhielten. Und ich erinnere mich an den *Pont de Cheviré*, der uns auf einmal wie von Zauberhand nicht mehr herauslassen wollte aus der Bretagne. Nicht einmal die Erwachsenen hatten dafür eine Erklärung.

Unweigerlich denke ich an diesen einen Streit, der

kaum anders war als alle anderen – an dieses eine Mal, dass das letzte sein sollte. Das war der Tag, an dem wir uns förmlich in einem Zimmer verkrochen, während Türen laut krachend ins Schloss fielen. Der Tag, an dem das plötzliche Auftauchen hastig gepackter Koffer uns zeigte, dass die Abreise unmittelbar bevorstand.

In den fünf oder sechs Jahren danach machten wir eine Fernreise nach der anderen: Tansania, Kuba, Bali, Sansibar... Für mich zählte allein der Effekt, den diese exotischen Namen nach den Ferien auf meine Schulkameraden und meine Lehrerinnen hatten. Kein einziges Bild ist mir von all diesen Orten in Erinnerung geblieben. Und doch waren sie gut genug, um lautlos und für immer den Gedanken an eine Rückkehr in die Bretagne fortzuwischen, so wie es die steigende Flut früher mit meinen Sandkuchen getan hatte.

Und dieses Haus, das zu meinem großen Erstaunen durch ein Testament in meinen Besitz übergegangen ist, wirkt heute fremd und stumm auf mich.

Was bleibt, ist die Erinnerung an unsere Sandburgen.

Die Flut kommt

Wie um alles in der Welt hatte es bloß so weit kommen können? Kleinere Schlamassel waren ja quasi so etwas wie sein Markenzeichen, aber das hier, das war eine echte Katastrophe, eine Riesenbescherung!

Und dabei hatte doch alles so gut angefangen. In der Bretagne war er zuvor noch nie gewesen. Als ihm dann ein Kollege an der Kaffeemaschine beim Thema Urlaub von seinem Ferienhaus irgendwo im Finistère erzählt und es ihm für den Sommer angeboten hatte, wusste er sofort: Das war die Gelegenheit! Endlich würde er ein paar Tage allein mit seinem Sohn Mathieu verbringen, den er in letzter Zeit fast gar nicht mehr zu Gesicht bekam. Er hatte sofort zugesagt.

Die Verhandlungen mit Sophie waren dann aber doch zäher verlaufen als erwartet. Natürlich versäumte seine Exfrau es nicht, ihn (wie immer eine Spur zu boshaft) an das berühmte Skiwochenende in Bonascre zu erinnern. Mathieu muss damals wohl zehn Jahre alt gewesen sein. Sophie hatte leicht Reden, wenn sie hinterher sagte, sie habe ihn gewarnt. Es stimmte zwar: Die Wetterbedingungen waren an jenem Tag nicht optimal gewesen, aber der

Schnee... der war fast zu perfekt! Und dann war sein Sohn verloren gegangen, oder besser gesagt: Mathieu hatte auf der legendären Abfahrt im Nebel den Anschluss verloren. Wiedergefunden hatte er den Jungen eine Stunde später an der Rettungsstation, tiefgekühlt und mit rotverweinten Augen. Da war Mathieu gerade dabei gewesen, seiner Mutter am Telefon alles brühwarm zu erzählen.

Jetzt mal ehrlich: Sophie hatte ja schon immer einen lästigen Hang zur Übertreibung. Und bei jeder Gelegenheit tischte sie ihm die alten Geschichten wieder auf, an denen ihre Beziehung zerbrochen war.

Diesmal hatte er sie aber zur Vernunft gebracht: Er würde eine Woche allein mit seinem Sohn verbringen. Und damit basta!

Das Haus war ideal gelegen: gleich an der Straße zur Pointe du Van, nicht weit von einem malerischen Dorf. Bis zum Küstenwanderweg, der die wunderbarsten Ausflüge versprach, waren es ebenfalls nur wenige Schritte. Schon am ersten Tag hatte Mathieu allerdings mit der ganzen Unverfrorenheit des Sechzehneinhalbjährigen klargestellt, dass er keine große Lust auf altes Gemäuer verspürte – und auch nicht auf Spaziergänge durch ödes Farnestrüpp. Spätestens am Ende des vierten Ferientags musste er sich dann leider eingestehen, dass die Dinge ganz und gar nicht liefen wie erhofft: Seinen Sohn sah er im Grunde nur, wenn der zu seinem viertelstündigen Frühstück auftauchte, also meistens gegen Mittag. Danach durfte er ihn noch kurz nach Audierne an den Strand fahren, wo er, der Alte, sich

gefälligst so weit wie möglich von der Clique entfernt zu halten hatte, mit der Mathieu sofort in Kontakt gekommen war. Und da saß er dann den ganzen Nachmittag mit einem Buch in der Hand und wartete darauf, dass der Junge sich wieder blicken ließ. Im Übrigen setzte Mathieu seine Befehle jetzt meist in Form einer lakonischen SMS ab: Man möge ihn bitte abholen – und zwar mitten in der Nacht, an einem schwer zu findenden Ort und jedes Mal woanders.

Das waren nun wirklich nicht die Ferien, die er sich in langen Winterwochen in den schillerndsten Farben ausgemalt hatte. So viele Pläne hatte er geschmiedet für sich und seinen Sohn, um den ja sonst permanent die eifersüchtige Mutter herumgluckte. Schon ewig hatte er nicht mehr mit Mathieu in den Urlaub fahren können, nicht einmal für ein paar Tage, aus ganz verschiedenen Gründen. Und Mathieu war so schnell groß geworden...

Die Idee zu einer Bootstour war ihm gekommen, als er auf der Brücke zwischen Audierne und Plouhinec den Goyen überquert hatte. Überall waren dort rote und gelbe Kanus zu sehen, die in langen Reihen hintereinander herglitten. Mathieu zeigte sich dann allerdings weniger begeistert als gedacht von einer gemeinsamen Paddelpartie auf dem Fluss – „auf der *Ria*“, wie ihn der Junge sogleich korrigiert hatte. Er klimperte erst ein paar Sekunden wie wild auf seinem Telefon herum, bevor er zustimmte, und das auch nur unter der Bedingung, dass er spätestens um 17 Uhr wieder zurück in Audierne wäre.

Eine *Ria*... natürlich! Warum hatte es ihm bei dieser Bemerkung seines Sohnes nicht in den Ohren geklingelt?

Sie hatten dann also im Wassersportzentrum am großen Strand von Esquibien für einen halben Tag ein Plastikkanu gemietet. Dass Mathieu ihn dort schon wieder belehrt hatte, es handele sich hierbei um ein Kajak, war gar nicht mal das Schlimmste gewesen. Viel peinlicher war ihm, dass der Junge den Materialverantwortlichen dabei so wissend angelächelt hatte. Er selbst war still geblieben. Das Letzte, was er in diesem Moment wollte, war, es sich mit seinem Sohn zu verderben.

Nachdem das voluminöse Boot sicher auf dem Dachgepäckträger befestigt war, fuhren sie im Schritttempo durch Audierne. Ihr Ziel war ein Parkplatz am Flussufer, an dem man das Kanu zu Wasser lassen konnte. In der Stadt war Markttag, und die Straßen quollen noch immer über vor Menschen. Er merkte selbst, dass er unwillkürlich ein Gesicht machte, das betont teilnahmslos wirken sollte, fast wie ein Oldtimerfahrer unter den Blicken der Passanten.

Auf dem Parkplatz zogen sie sich Badeshorts und Surfshirts an und befestigten die Rettungswesten, die man ihnen zur Verfügung gestellt hatte. Ihre Handtücher stopften sie in die Rucksäcke. Als sie dann das Boot ins Wasser trugen, wäre er um ein Haar auf den glitschigen Algen am Landesteg ausgerutscht. Noch so ein Zeichen, das er in seinem Überschwang ignoriert hatte. Um Punkt 14 Uhr waren sie startklar.

Eine Reihe dicker, harmloser Wolken bummelte faul über den tiefblauen Himmel, und direkt auf dem Wasser war eine leichte Brise zu spüren. Unterhalb der Brücke von

Audierne weitete sich der Goyen zu einer breiten Bucht, in der zahllose Boote vor Anker lagen. Ein mit Pinien bewachsener Hang, der buchstäblich mit den Füßen im Wasser stand, verdeckte gegenüber die Sicht auf einige wenige Häuser. Und er? Er schwebte im siebten Himmel! Wie stolz er war, dass er für seinen Sohn diesen Ausflug organisiert hatte! Ach, und beim nächsten Mal konnte er ja vielleicht eines dieser Schnellboote mieten, die da hinten am Ufer auf ihrem Holzsockel standen, als wären sie ihr Publikum. Damit würden sie dann eine Tour durch die Bucht von Audierne machen. Oder vielleicht sogar bis hinaus zur Ile de Sein.

Mathieu hatte sich spontan nach vorn gesetzt. Während sie sich zwischen Booten und Tauen ihren Weg bahnten, erklärte er seinem Sohn, wie das so lief in einem Kanu: Der hintere Mann war fürs Steuern zuständig, während der Mann im Bug sich mit Vorwärtspaddeln begnügen durfte. Er wusste, dass er wieder einmal wie ein Oberlehrer klang und fragte sich insgeheim, wo er diese Information eigentlich aufgeschnappt hatte. Mathieu paddelte bereits kräftig und gab keine Antwort. Da fiel ihm wieder ein, dass sein Sohn vor zwei oder drei Jahren an einem Sportlager in den Pyrenäen teilgenommen hatte. „Wir können ja bei Gelegenheit die Plätze tauschen“, beeilte er sich jetzt noch, hinzuzufügen.

Während er paddelte, betrachtete er unentwegt Mathieus Rücken. Dort vor ihm, unter dem T-Shirt, arbeiteten die Schultern und Muskeln *seines* Sohnes. Er hatte sein Kind nicht aufwachsen sehen. Das war natürlich

Sophies Schuld, und er wollte es jetzt unbedingt wiedergutmachen. Heute unternahm sie ihren ersten Ausflug unter Männern, und ganz sicher würden sie dabei intensive Glücksmomente miteinander teilen.

„Läuft ganz gut, das Kanu, finde ich“, sagte er, um den leisen Schatten des Bedauerns zu vertreiben. Er wusste sehr wohl, dass er gerade wieder eine Behauptung aufgestellt hatte, die er nicht im Mindesten belegen konnte.

„Das ist ein Kajak, Papa“, antwortete Mathieu, „aber du hast Recht: Es ist cool.“

Ihn überlief ein heftiger Freudenschauer. Wann hatten sie das letzte Mal etwas ‚Cooles‘ zusammen gemacht? Der Elternabend im Gymnasium letzten Januar war jedenfalls alles andere als cool gewesen. Sophie, die abends nicht rechtzeitig weggekommen war, hatte ihn angefleht, Mathieu in die Schule zu begleiten. Was für ein Horror... Drei Stunden hatte er Schlange stehen müssen, um dann mit nur zwei Lehrern gerade mal jeweils zehn Minuten zu reden. Auf die Mathelehrerin hatten sie in einem düsteren Flur gewartet, in dem es keinen einzigen Stuhl gab, um den die Eltern sich wenigstens zum Zeitvertreib ein bisschen hätten streiten können. Lesen oder arbeiten konnte man auch nicht. Und fürs Französische mussten sie sogar im Freien vor einer Reihe von Fertigbauten anstehen, auf einer vergitterten Galerie, in der Kälte, bei Wind und Regen, wie die Tiere. Er hatte erfreulicherweise erfahren, dass alles gut lief bei seinem Sohn. Nur der Junge selbst stand ihm dann für eine Nachbesprechung nicht mehr zur Verfügung. Den ganzen Abend hatte Mathieu mit Kumpels diskutiert und an

seinem Handy herumgespielt (sein Sohn konnte das mit größter Selbstverständlichkeit beides gleichzeitig, wie er bei dieser Gelegenheit festgestellt hatte). Als die Tortur dann endlich vorüber war, hatte Mathieu seine Einladung auf ein warmes Getränk im Fast Food-Restaurant um die Ecke abgelehnt. Angeblich musste er noch Hausaufgaben machen.

Aber das spielte jetzt alles keine Rolle mehr. In diesem Augenblick waren sie zusammen, auf dem Fluss, und zwar den ganzen, langen Nachmittag. Lächelnd passte er seine Armbewegungen dem Rhythmus seines Sohnes an. Dieses kräftige Arbeiten im Gleichtakt machte ihn unendlich zufrieden.

Sie paddelten links an den Hangars einer Schiffswerft vorbei und passierten ein paar ausrangierte Fischerboote, die am Ufer ruhten. Die alten Kähne warteten offenbar nur noch darauf, dass die Strömung sie mitnahm, Stück für Stück. Von manchen war schon jetzt nicht viel mehr als eine vage Kontur zwischen Algen geblieben. Nach dem Gebäude des *Aquariums*, vor der eine Gruppe Touristen einer Vogelschau zusah, wurde die Flusslandschaft wilder. Buschige Pflanzen wucherten bis hinunter ans Ufer, auf dem zu beiden Seiten ein Wanderweg entlangführte. Häuser sah man keine mehr, und von den Autos, die auf der Straße nach Pont-Croix fuhren, war nur noch ein entferntes Brummeln zu hören. Hin und wieder zogen kleine Sandbänke vorüber, an deren Kante sich Seevögel postiert hatten. Für einen Moment unterbrachen die Tiere ihre Jagd

auf Fisch, um sie vorbeifahren zu sehen. Man konnte sich inmitten einer Postkarte glauben, so leuchtend waren die Farben, und im vollkommen klaren Wasser sah man bis auf den Grund.

„Coole Sache, so ein Fluss“, sagte er schon ein wenig außer Atem.

„Papa, das ist eine Ria, kein Fluss. Ich hab‘s dir schon mal gesagt“, antwortete Mathieu.

Das wäre dann wohl der Moment gewesen, Mathieu nach dem Unterschied zwischen einem Fluss und einer Ria zu fragen. Er hatte allerdings alle Hände voll zu tun, um überhaupt mit seinem Sohn mitzuhalten (Undenkbar, wenn er hier das Gesicht verlöre!). Vor lauter Anstrengung war er in eine Art Trance verfallen, die durch das gleichmäßige Klatschen und Platschen der Paddel auf dem Wasser noch verstärkt wurde. Ganz abgesehen davon fühlte er sich als Initiator und Leiter dieser Expedition, als Kapitän dieses Boots und als Vater dieses jungen Mannes da vorne sowieso unbesiegbar.

Das war der Punkt, an dem die Dinge aus dem Ruder zu laufen begannen. Er erkannte darin ja leider schon so etwas wie ein Naturgesetz, das sich rückblickend betrachtet mit schöner Regelmäßigkeit bewahrheitete. Es war ganz einfach: Kaum war er sich seiner Sache einmal zu sicher, machte es sich das Leben zur Aufgabe, ihn mehr oder weniger brutal auf die Plätze zu verweisen.

Nach und nach wurde Mathieu langsamer, was er

zunächst einigermaßen erleichtert als ein Zeichen dafür interpretierte, dass seinem Sohn die Kräfte schwanden. Eigentlich hatte er damit gerechnet, in einer Stunde am Ziel zu sein, doch hinter den Flussbiegungen war noch immer nichts von Pont-Croix zu sehen. Er musste zugeben, dass sie nicht so schnell vorankamen wie erhofft. Oder besser gesagt: Ihr Fortschritt stand in keinem Verhältnis zu den enormen Anstrengungen, die sie unternahmen.

„Sieht nach Regen aus“, verkündete sein Sohn und wies dabei mit dem Kinn zum Himmel, der ein wenig grau geworden war.

„Das glaube ich nicht“, erwiderte er im Brustton der Überzeugung.

„Also, ich hab’ da so meine Zweifel. Hast du nach dem Wetter geschaut?“

„Nicht nötig. Mach dir keine Sorgen!“

Zu diesem Zeitpunkt war er noch zuversichtlich, dass Mathieu den Ausflug lediglich abkürzen wollte. Bestimmt war ihm das alles hier zu anstrengend geworden. Innerlich schmunzelte er noch immer über die unglaublichen Tricks, die sich diese jungen Leute ausdenken konnten, wenn sie auf etwas keine Lust hatten, als plötzlich ein paar feine Tropfen auf die Wasseroberfläche fielen.

„Das ist nur ein kleiner Schauer, sonst nichts. Wir sind in der Bretagne. Das zieht vorbei“, sagte er in einem Tonfall, der zuversichtlich und heiter klingen sollte. Dann fügte er noch hinzu: „Wir müssen ja nicht ganz bis Pont-Croix fahren.“

„Ich denke, wir sollten besser umkehren“, antwortete Mathieu.

Umkehren? Ganz sicher nicht! Verbissen paddelte er weiter, während die Regentropfen immer dicker wurden. Gerade mal eine knappe halbe Stunde waren sie nun auf dem Wasser. So ein Mist! Jetzt hieß es durchhalten (Das war es übrigens auch, was er mit Sophie hätte machen sollen: durchhalten). Sie würden sich ja wohl kaum von ein paar läppischen Tropfen aufhalten lassen, wo sie doch ohnehin schon klatschnass waren vom Wasser, das bei jedem Paddelschlag ins Kanu floss. Außerdem musste man die Dinge zu Ende bringen, und heute war die Gelegenheit, seinem Sohn dieses wichtige Prinzip vorzuleben! Er sah sie beide schon zusammen feiern, ein bisschen später, bei einer heißen Schokolade und einer Crêpe.

Auf einmal paddelte Mathieu überhaupt nicht mehr. Sein Sohn drehte sich zu ihm um und zeigte skeptisch auf den Fluss. Da bemerkte auch er, wie viel größer die Sandflächen um sie herum geworden waren. Etwa zeitgleich fiel ihm auf, dass sich die Baumreihe am Ufer im Verhältnis zu den weiter hinten gelegenen Bäumen nach vorn zu bewegen schien. Also trieb ihr Boot sogar ein wenig rückwärts. Jetzt nahm Mathieu plötzlich sein Paddel in beide Hände und stieß es in den Grund: Nach gerade mal dreißig Zentimetern blieb es stecken.

„Das ist eine Ria, ich hab‘s dir gesagt!“

„Ja und?“ Er wusste die Antwort im selben Moment.

„Na, in dem Ding hier gibt’s Ebbe und Flut. Und jetzt geht das Meer zurück, siehst du. Wir haben fast kein

Wasser mehr unterm Rumpf.“

Diese Feststellung klang eigentlich kein bisschen überheblich, höchstens ein wenig resigniert. Trotzdem krallten sich seine Finger fest ums Paddel: Mathieu hatte sich angehört wie Sophie.

„Papa, hast du dich nach den Gezeiten erkundigt?“

Natürlich nicht. Er hatte sich nach gar nichts erkundigt.

„Und du?“, entgegnete er wütender als beabsichtigt.

Einige wenige Sekunden, in denen sie unentschlossen schwiegen, genügten, um sie vollends auf Grund laufen zu lassen. Ihr Boot steckte jetzt mitten in einem grauen, dunklen Schlickfeld fest. Überall lagen verworrene Algenkränze, und die Vögel, die sie hier und da bewachten, warfen ihnen fragende Blicke zu. Der Regen trommelte heftig auf das Plastik des Kajaks.

Er hoffte inständig, Mathieu würde sich nicht gleich umdrehen und ihm damit eine kurze Atempause gönnen. Eigentlich sollte er jetzt ganz ruhig bleiben und die Situation gelassen abschätzen... aber er hatte das Gefühl, dass sein Sohn ihn beobachtete, genau wie die spöttischen Vögel da und die Spaziergänger am Ufer, die vor einer Sekunde ihren Regenschirm geöffnet hatten. Ihm kam es sogar so vor, als ob die Autofahrer dort hinten auf der Straße auf ihrer Höhe langsamer fahren, um das Spektakel ihrer Strandung gebührend zu bewundern. Mag sein, dass diese Ria sich allmählich leerte; ihn selbst durchströmte jetzt aber eine brutale, eisige Flutwelle – eine Mischung aus Panik, Wut und Ohnmacht, die ihn mit ihren Bildern und

Emotionen geradewegs zur Episode von Bonascre zurückkatapultierte.

Der Regen verdoppelte sich, und sofort waren sie nass von Kopf bis Fuß. Wenigstens würde der Junge bei dieser Sintflut nicht sein Telefon zücken, um Sophie anzurufen. Ein schwacher Trost.

Mathieu zitterte.

„OK, was machen wir jetzt?“

Diese Stimme... das war schon wieder Sophie, die ihn beschimpfte, verletzend und grausam.

„Ich denke, wir sollten versuchen, den Hauptarm da zu erreichen.“ Er zeigte auf den Teil der Ria, inzwischen gut fünf Meter entfernt, in dem noch genügend Wasser zu fließen schien, um sie zu tragen.

„Einverstanden“, erklärte Mathieu in neutralem Ton.

Mit vom Regen gebeugten Rücken machten sie sich daran, aus dem Boot zu steigen. Da geschah etwas, das weder er noch sein Sohn vorausgesehen hatte: Ihre Beine versanken augenblicklich gut zwanzig Zentimeter in einem widerlichen Brei aus Schlick und Matsch. Als er spürte, wie der Morast zwischen seinen Zehen hindurchquoll, packte ihn blanker Ekel. Es fehlte nicht viel, und er wäre mit einem Satz zurück an Bord gesprungen, aber er überwand sich: Mathieu beobachtete das Phänomen vor ihm so phlegmatisch, als handele es sich um ein simples physikalisches Experiment.

Das vom Regen beschwerte Kajak anzuheben, erwies sich als nahezu unmöglich. Ihre Hände rutschten ständig

vom Rumpf, der buchstäblich am Schlick festzukleben schien. Alle Bemühungen, das Boot zu kippen und auszuleeren, führten nur dazu, dass sie noch tiefer einsanken, am Schluss sogar bis zu den Knien. Dass er sich zu allem Überfluss auch noch zu ein paar ungeduldigen Gesten hinreißen ließ, machte die Sache nicht besser.

Als er die Augen hob, sah er, dass das Wasser noch weiter zurückgegangen war. Jetzt bloß nicht das Gleichgewicht verlieren – oder am Ende gleich ganz die Fassung. Mühsam machte er sich daran, ein Bein aus dem Schlick zu ziehen, Stück für Stück, bis sein pechschwarzer Fuß mit einem entsetzlichen Schmatzen an der Oberfläche auftauchte. Eine Weile stand er da wie versteinert, mit beiden Händen fest am Bootsrumf und untersuchte sein erhobenes Bein, als wolle er sich vergewissern, dass noch alles dran war: Zehen, Ferse... Dann setzte er den Fuß wieder auf den Schlick und schaute fast bedauernd zu, wie er darin verschwand, ganz langsam, vielleicht für immer... Mathieu starrte ihn die ganze Zeit sonderbar an. Er konnte nicht anders, als in diesem Blick so etwas wie Verachtung zu lesen. Das alles war ein einziger Alptraum.

„Glitz gefälligst nicht so! Hilf mir lieber, das Scheiß-Kanu zu ziehen!“, stieß er wütend hervor.

„Das ist ein Kajak, Papa.“ Mathieu sprach ruhig und deutlich. „Ein Kajak.“

Überrascht sah er den Jungen an.

„Du hörst nicht zu. Du hörst niemandem zu, niemals“, fuhr Mathieu niedergeschlagen fort. Im nächsten Moment drehte sein Sohn sich um und begann, in Richtung Ufer

davonzustapfen. „Mir reicht’s für heute!“

Und da stand er nun, mitten im Fluss, total perplex, mit Augen, die vor Verblüffung kugelrund geworden waren. Regungslos schaute er zu, wie Mathieu sich mit riesigen Schritten von ihm entfernte. Manchmal versank der Junge bis über beide Knie, und ein- oder zweimal wäre er sogar fast der Länge nach hingefallen. Seine Beine hinterließen tiefe Krater im Schlick, die sich aber augenblicklich wieder füllten. Es sah fast so aus, als sollte jeder Verfolgungsversuch im Keim erstickt werden.

„Sieh zu, wie du allein klarkommst!“, rief Mathieu schon aus einiger Entfernung.

Nach etwa dreißig Metern erreichte der Junge das nächstgelegene Ufer und verschwand mit einem unverständlichen Handzeichen im Unterholz.

Erst jetzt wurde ihm seine Lage wirklich bewusst: Dieser Ausflug, auf den er so viele Hoffnungen gesetzt hatte, war kläglich gescheitert... an den Gezeiten! Mathieu hatte ihn mitten im Fluss im Regen stehen lassen. Er war patschnass und steckte zu Hälfte in dieser stinkenden Pampe. Sein Blick ging zu Boden. Weiß der Himmel, auf was die Füße seines Sohnes da unten gestoßen sein mochten: Glasscherben, rostige Konservenbüchsen, hungrige Krabben, Blutegel... Bald würde das Telefon klingeln. Sophie würde sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen und ihn ein weiteres Mal zu Hackfleisch verarbeiten. Das wäre dann, nebenbei gesagt, auch bloß ein weiterer Beitrag zu der ganzen Fäulnis, die ihn hier umgab.

Unendlich müde setzte er sich wieder ins Kajak und

wartete stoisch im Regen. Eine Bronchitis würde er sich also zu allem Überfluss auch noch einfangen. Was für ein Desaster!

Wie lächerlich er bestimmt aussah, da hinten vom Kai aus gesehen. Er saß ja quasi auf dem Präsentierteller in seinem knallroten Kahn. Keine Chance, so zu tun, als hätte er sich freiwillig hier hingestellt, wie ein auf bretonische Gewässer spezialisierter Ornithologe zum Beispiel oder ein verzückter Wattwurmexperte. Was war er bloß für ein Idiot! Und war es denn wirklich so schwer, an die Gezeiten zu denken? Sein Ingenieursstudium hätte er sich eigentlich schenken können, wenn er nicht einmal in der Lage war, einen Abreißkalender zu lesen. Hier wusste ja jeder Depp, wie man's machte. Er hätte sich ganz einfach im Wassersportzentrum erkundigen können. Für Mathieu war er jetzt natürlich ein Totalversager! Er brauchte nicht zu hoffen, dass sein Junge sich nächstes Jahr in den Ferien noch einmal mit ihm abgeben würde.

Stumm schüttelte er den Kopf und ließ die Tränen kommen. Bei diesem Regen bestand schließlich keine Gefahr, dass ihn jemand weinen sah. Eine ganze Weile saß er da wie zerschlagen, den Blick auf Hände und Beine gerichtet, die komplett mit Matsch verschmiert waren, genau wie das gesamte Innere des Kajaks. Dann ließ er seine Augen über die weite Schlickfläche wandern, die das Boot in alle Richtungen umgab. Eine wahre Mondlandschaft hatte das Meer bei seinem Abzug freigelegt. Der Boden schillerte in wechselnden Farben und war von komplexen Mustern übersät, einem Werk der

Regentropfen. Hier und dort stießen mit einem delikaten Plopp kleine Bläschen an die Oberfläche. Viel hörte man davon allerdings nicht mehr, so laut war das Getrommel des Regens auf dem Kajak inzwischen.

Ein wildes Zittern erfasste seinen ganzen Körper. Er würde den Rest des Urlaubs im Bett verbringen, und das einzig Gute daran war, dass er sich dann nicht mehr um das Tagesprogramm scheren brauchte. Meine Güte, was war er doch für ein Riesenidiot!

Der Regen prasselte auf seine schon ganz schrumpelige Haut, als hätte er sich ihn persönlich als Zielscheibe auserkoren. Ohnmächtig spürte er, wie ein Heer dunkler Gedanken von ihm Besitz ergriff. Es stimmte also wirklich: Er war eine Null, unfähig, auch nur irgendein Projekt zu Ende zu bringen. Er hörte nicht zu, wiederholte permanent die gleichen Fehler. Dieser ganze Morast um ihn herum war eine perfekte Metapher für seine eigene Existenz. Vielleicht würde er ja am Ende sogar vollständig verschluckt werden, wie dieses Schiff dort hinten, von dem nur noch das Dollbord zu sehen war. Das wäre im Grunde eine Lösung, so gut wie jede andere: Ein Untergang mit Mann und Maus, um den sich kein Mensch scheren würde. Ach, wie verlockend es doch immer wieder war, sich im eigenen Elend zu suhlen!

Er schloss die Augen, richtete sich langsam auf und hielt sein Gesicht resigniert in den Regen. Er war ein Soldat, der die Waffen streckte.

Am Anfang nahm er nur wie von fern den Niederschlag auf seinen Wangen und Lidern wahr, genau

wie das wilde Tosen um sich herum. Nach und nach schien es ihm aber, als entwickelten die Tropfen ein Eigenleben: Jeder einzelne davon schien sich partout einen Weg durch seine trüben Gedanken bahnen zu wollen. Irgendwann zog das Wasser dann tatsächlich seine volle Aufmerksamkeit auf sich: Wie es über seine Lippen rann, seinen Hals und seine Haare... und dabei auch gleich alles Bittere mit sich fortspülte, auf wundersame Weise. Unwillkürlich hatte er jetzt damit begonnen, das Durcheinander an Lauten um sich herum zu katalogisieren: das Hämmern des Regens auf dem Boot; derselbe Regen, der im Schlick leise klirrte; der Schrei eines nahen Vogels; ein anderer Vogel, hoch oben am Himmel; das ferne Grummeln der Autos auf der Straße; eine Stimme; der Aufprall eines Fisches nach dem Sprung aus dem Wasser, absolut unverwechselbar; das Plätschern eines Bächleins auf seinem Weg in die Ria; und endlich das regelmäßige, friedliche Pulsieren seines eigenen Atems, erst gedämpft wie die Stimmen in einem rauschenden Radio, dann stärker, eine unverhoffte, nie gekannte Wohltat.

Als er die Augen öffnete, war er sich seiner Situation sofort wieder bewusst. Die düsteren Gedanken, mit denen er zuvor gekämpft hatte, hallten jedoch seltsamerweise nur noch wie ein fernes Echo in ihm wieder.

Am Klang der Wassertropfen auf dem Grund war zu hören, dass der Regen ein wenig nachgelassen hatte. Ein weiteres Mal richtete er seine Aufmerksamkeit jetzt auf die kleinen Blasen, die sich noch immer im Schlick bildeten: Was sich wohl darunter abspielte? Was da wohl für ein Prozess am Werk war? Er schaute sich um, und seine

Augen registrierten jede einzelne Vogelart, jeden winzigen Wasserstrang, jeden Fischschwarm darin, jedes silbrige Fischlein, jede Muschel am Grund, jedes noch so verstreute Algenbüschel, jede der unzähligen Pflanzen am Ufer. Nach einer Weile begriff er, dass diese Ria selbst ein einziger, lebendiger Organismus war, dessen Herz im Rhythmus der Gezeiten schlug. Und was dort als Blasen an die Oberfläche stieg, das hatte die Ria in ihrem Innersten verwahrt, während sie noch vom Meer bedeckt gewesen war. Er ließ eine Hand über den Rumpf des Bootes gleiten und tastete mit den Fingern über den Schlick: Der Boden war lauwarm und weich. Er bebte. Ein kaum wahrnehmbarer flüssiger Film kündigte bereits die Flut an.

Der Regen wurde zu Nieselregen und versiegte schließlich vollends. Ein blaues Dreieck brach mit einem leichten Zittern durch die Wolkendecke.

„Papa?“

Wieder schloss er die Augen und ließ sich vom Gesang der Ria erfüllen. Er spürte, wie er zugleich leicht und frei wurde. Sein Geist flog über das Wasser. Er war nur noch ein winziger Punkt, verloren auf einer Sandbank, inmitten endlosen Grüns...

„Oh, Papa! Hörst du mich?“

Er öffnete die Augen. Vor dem Kajak stand Mathieu, von Kopf bis Fuß voller Matsch, mit fragendem Blick und einem zaghaften Lächeln auf den Lippen. Für einen Moment zwang ihn dieses Bild zurück zu den schlimmen Gedanken von vorhin, als der Junge gegangen war.

Doch flussabwärts, noch ganz fern, war mit einem leisen Zittern schon die Flut zu erahnen. Er fühlte, wie auch in ihm ein unbekannter Friede anstieg, zunächst als bloße Ahnung, dann als Gewissheit, die alle früheren Gewissheiten mit sich fortzutragen schien. Ob dieser Friede wohl von Dauer war? Er konnte es nicht sagen. Er wusste nur, dass er im Hier und Jetzt einen wichtigen Sieg errungen hatte. Und dass der Reichtum und die Festigkeit dieses Gefühls möglicherweise etwas mit der Substanz auf dem Grund dieser Ria zu tun hatten, was sehr merkwürdig war – und zugleich sehr beruhigend. Von jetzt an würde er auf diesem Boden festen Halt finden.

Der Schrei eines Seevogels ganz in der Nähe löste sie schließlich aus ihrer Erstarrung. Und mit dem wenigen an Eleganz, das eine bretonische Ria bei Ebbe zulässt, fielen sich Vater und Sohn unbeholfen in die Arme.

„Ja Mathieu!“, brachte er gerade noch hervor, während ein gigantisches Lachen sie beide zu schütteln begann.

Ich höre dir zu.

Die Zeremonie

Das da ist Onkel Clet, keine Frage. Ich erkenne ihn an der Art, wie er dort so unerschütterlich vor den anderen steht. Man könnte meinen, er sei mit dem Boden verwachsen wie ein Poller mit der Kaimauer oder wie ein Dieselmotor mit dem Schiffsrumpf. Als Kind habe ich seine Hände bewundert: Riesige Pranken mit Fingern wie Werkzeuge, neben denen ich mir vorkam wie ein Wichtel. Der Kerl war Mechaniker bei der Handelsmarine. Früher blieben die Seeleute manchmal drei Monate von zu Hause fort, und das wollte noch etwas heißen in einer Zeit ohne Handys, in der die Welt so viel größer war als heute. Ab und an flatterte dann eine knittrige Ansichtskarte in den Briefkasten, von irgendeinem Hafen am anderen Ende des Planeten, mit unzähligen, bis zur Unkenntlichkeit verwaschenen Poststempeln. Auf dem Meer hatte Onkel Clet aber immerhin seine Ruhe vor dem Alten.

Gegenüber von Clet steht René, der ewige Kumpel, dem Alten treu ergeben und immer zur Stelle, wenn er gebraucht wurde. René war es auch, der den Alten auf seinen endlosen Angelpartien begleitet hat, bis ans Ende des Damms, der die Mündung des Goyen ins Meer verlängert.

Der Typ war Lehrer für Naturwissenschaften oder so ähnlich. Geholfen hat ihm das aber nichts: Er musste seine Kröten schlucken, genau wie alle anderen.

Hinter den beiden, ein bisschen im Abseits, wie immer, steht Schwager Corentin. Ein ziemlicher Trampel ist das – und jedermanns Prügelknabe. Früher ist er ausschließlich mit dem Traktor durch die Gegend gefahren. Er schien sich sogar einen Spaß daraus zu machen, die Autos auf der Nationalstraße zu einer endlosen Schlange auszubremsen; zumindest kam mir das so vor bei den wenigen Malen, die ich ihn begleitet habe. Und wehe, jemand hat es gewagt, zu hupen: Der erntete dann ein Handzeichen, das man nicht missverstehen konnte! Ich habe fast Lust, mich ihm zu nähern... Ob er noch wie früher nach dem Feld riecht, nach Tieren und Maschinen? Wohl kaum. Die Zeit wird schon dafür gesorgt haben, dass dieser Geruch für immer verflogen ist. Corentin war allerdings auch der Mann, der im keltischen Verein seines Dorfs wie ein Virtuose den Dudelsack spielen konnte und dabei ganz feuchte Augen bekam. Solche Widersprüche sind mir nicht entgangen, damals, als ich klein war.

Die restliche Sippschaft steht in kleinen Grüppchen um die drei herum und schweigt. Schon merkwürdig, dass mir jetzt, wo ich sie hier alle auf dem Parkplatz vor der Fischauktionshalle versammelt sehe, nach und nach auch ihre Namen wieder einfallen. Als ob ich eine Girlande Stück für Stück aus einer alten Kiste ziehe oder eine Langleine aus dem Ozean. Wenn ich ehrlich bin, hängen an dieser Leine allerdings deutlich mehr dunkle, widerliche

Algenbüschel als leuchtende Fische. Ich kann einfach nicht vergessen, was alles gesagt und geschrieben worden ist und was man mir erzählt hat. Vermutlich müsste ich mir nur ein bisschen Mühe geben, dann würden mir auch fröhliche, helle Geschichten zu diesen Leuten einfallen. Ich weiß allerdings nicht, ob das hier der richtige Moment ist und ob ich überhaupt Lust dazu habe.

Sie ist sicher nicht mehr ganz vollzählig, die Sippe. Ich wüsste allerdings keinen vernünftigen Grund, weshalb ich die Abwesenden zählen sollte, und es ist auch nicht gesagt, dass mir das gelingen würde. Fast dreißig Jahre habe ich diese Leute nicht gesehen. Unglaublich, wie alt sie geworden sind – genau wie ich natürlich. Und dennoch bin ich mir sicher, dass sie mich erkannt haben, ja, dass sie mich nicht aus den Augen lassen, selbst wenn sie in die andere Richtung schauen. Wie die Krustentiere. Gegrüßt hat mich bisher kein einziger von ihnen, nicht einmal von weitem, mit einem kleinen Nicken oder einem Finger am Mützenschirm. Alte Sturköpfe! Aber was soll's: Es ist mir ja lieber so. Sie brauchen nicht zu glauben, dass ich es bin, der den ersten Schritt macht.

Und jetzt habe ich ihn unbewusst wohl doch gemacht, den ersten Schritt, weil ich ihnen mit einigem Abstand langsam bis an den Rand des Kais gefolgt bin. Wie oft stand ich als Jugendlicher an dieser Stelle und bin ins Wasser der Flussmündung gesprungen? Bei Ebbe haben wir uns von der Strömung hinaustragen lassen bis ans Ende der Bucht von Saint Julien. Zurück ging es dann zu Fuß, über den Strand, wo wir Jagd auf die kleinen Wellen am Ufer

gemacht haben. Ich muss spontan lächeln, wenn ich an unsere erfüllten Sommer denke, in denen wir mit so wenig glücklich und zufrieden waren. Eine einfache Badehose, mehr brauchten wir nicht, und die trugen wir, bis man durch den abgewetzten Stoff unseren Hintern sehen konnte.

Da links gegenüber, auf der anderen Seite des Flusses, das ist Audierne, ein weiteres Kapitel meines Lebens. Ob es die Bars wohl noch gibt, in denen sich am Samstagabend nach dem Handballturnier die Mannschaften getroffen haben, zum Tischfußball, um die Mädels zu beeindrucken, bevor es dann weiterging in die Disko?

Irgendwie tut sie mir nicht gut, diese Reise in die Vergangenheit. Was hat man davon, sich an die alten Geschichten zu erinnern?

Der Wind weht nur schwach, aber immerhin so frisch, dass ich den Kragen meiner Jacke hochklappe und automatisch einen Blick in den Himmel werfe. Sieht nicht nach Regen aus. Ob uns der Alte wohl zuschaut auf seiner Wolke und sich amüsiert, weil wir uns hier am Kai von Poulgoazec in Scharen die Beine in den Bauch stehen? Wahrscheinlicher ist, dass er bei unserem Anblick einen seiner Wutanfälle bekommt, die so unerwartet und brutal über uns hereinbrachen wie die Novemberstürme. Wir hielten es sogar für möglich, dass sie den Lauf der Gezeiten umkehren konnten.

Um die Erinnerungen in Schach zu halten, stelle ich mir jetzt gerade den Platz vor dem Bahnhof in Toulouse vor. Dort ist mein Motorrad geparkt, und dort bin ich heute Morgen in den Zug gestiegen. Allein. Neun Stunden Fahrt

bis Quimper plus die Übernahme des Mietwagens, und ich war hier. Ich muss allerdings zugeben, dass ich lange gezögert habe, ob ich wirklich kommen soll.

Am Bahnhof habe ich mir den Roman des neuen Goncourt-Preisträgers gekauft, nur aufgeschlagen habe ich ihn dann während der Fahrt kein einziges Mal. Das Wiedersehen mit diesen Menschen und diesem Land macht mir offensichtlich ganz schön zu schaffen – wobei man natürlich nicht vergessen darf, dass ich vielleicht auch schlicht und ergreifend ein wenig aufgeregt bin. Ein regelrechter Bilderzug rast jedenfalls durch meinen Kopf, und ich kann nichts dagegen tun. Als erstes ist mir eine Geschichte wieder eingefallen, die mir der Urgroßvater einmal erzählt hat. Auch er ist mit dem Zug quer durch Frankreich gefahren, 1940, nach seiner Entlassung aus dem Militärdienst. Vierundzwanzig Stunden hat er gebraucht von Toulon bis Quimper. Am Himmel sah man damals deutsche Flugzeuge vorbeiziehen, und in den Bahnhöfen wehten Hakenkreuzfahnen. Heute scheint es hier im September immer noch genauso viele deutsche Touristen zu geben wie in meiner Erinnerung – zumindest wenn man den Autos glaubt, die zwischen Quimper und Plouhinec unterwegs sind. Als Kind war das eine meiner Lieblingsbeschäftigungen: ausländische Kennzeichen zählen, auf dem Geländer der Brücke von Audierne. Für meine eigene Reise durch Westfrankreich habe ich gerade mal halb so lange gebraucht wie der Urgroßvater, nur dass ich auch sofort wieder zurückfahre, mit dem Nachtzug, noch heute Abend.

Es ist wirklich unangenehm, hier zwischen zwei Zugfahrten stocksteif am Kai herumzustehen und auf die Ankunft des verfluchten Bootes zu warten. Die Zeit scheint stehengeblieben zu sein, ganz ohne Vorwarnung. Wenn ich es mir recht überlege, sind mir diese vielen Bilder und Erinnerungen aber wohl doch schon länger auf den Fersen. Sie haben bestimmt nur auf eine passende Gelegenheit gewartet, um sich in meine Gedanken zu schleichen. Und dabei war ich mir erstaunlicherweise bis heute ganz sicher, dass die 900 Kilometer, die ich bewusst zwischen mein Leben und diesen Ort gebracht habe, mehr als genug sind.

Wahrscheinlich haben sie hier spekuliert, dass von uns keiner kommt. Wette angenommen! Wir schenken uns doch alle nichts! Ich bin mir sicher, ein paar von denen glauben sogar, ich hätte den Alten umgebracht. Aus der Ferne, irgendwie. Vielleicht mithilfe einer Voodoo-Priesterin, die ich im hintersten Winkel des Departements Ariège aufgetrieben habe. Bei diesen Leuten aus dem Süden weiß man ja schließlich nie so genau, nicht wahr? Blödsinn! Eure Bretagne, die hatte ich bis heute ganz fest und tief in einer Kammer weggeschlossen, aus der kein Laut hervordrang. Auf Wetterkarten kam sie für mich nicht mal mehr vor, und wenn in den Zwanzig-Uhr-Nachrichten von Grünalgen, Rotmützen oder blauen Netzen die Rede war, klang das in meinen Ohren genauso fremd wie ein Bericht aus dem tiefsten Kaukasus.

Aber jetzt stehe ich wieder hier, und die Rückkehr war für mich ebenso abrupt wie schmerzhaft. Kaum hatte ich das Ortsschild hinter mir gelassen, war alles sofort wieder

da: die Härte der Farben, das Aroma der Luft, der allgegenwärtige Quaderstein der Häuser und die Nähe des Meeres, die man fühlt, noch bevor man es gesehen hat.

Natürlich habe ich auch schon an den alten Kasten gedacht, obwohl das ja nicht meine Angelegenheit ist. Nolwenn kann damit tun und lassen, was sie will, egal ob sie heute noch aufkreuzt oder nicht. Vielleicht schaue ich aber mal kurz vorbei, bevor ich mich auf den Heimweg mache. Das wäre doch ein netter, einstündiger Spaziergang von diesem kleinen Hafen aus... Wie hieß der noch mal?

Jetzt kommt endlich das Rettungsboot. Meine Güte, ist das winzig! Wenn wir da alle einsteigen, leisten wir am Ende noch dem Alten Gesellschaft, wo immer er jetzt sein mag. Ganz schön schräg übrigens, ausgerechnet ein Rettungsboot für eine Beerdigung einzusetzen! Wenn ich mich richtig erinnere, gab es dafür früher auch ein Schnellboot, ein viel Größeres als dieses hier, aber das bleibt bestimmt den dicken Fischen vorbehalten, den Bürgermeistern, Abgeordneten, Admiralen und Bischöfen. Ein bisschen unpassend, könnte man meinen, dieses lebendige Orange, doch was soll man machen. Sie können das Boot ja schlecht schwarz anmalen, einen Katafalk daraufstellen und alle Aufbauten mit schwarzem Tuch umwickeln, nur weil mal wieder eine Familie die Asche ihres Verstorbenen im Meer verstreuen will.

Sieh an, ein Kopfnicken in meine Richtung. Das soll mir wohl signalisieren, dass ich mit von der Partie bin. Na endlich! Sie hätten mich ja wohl hoffentlich nicht von so weit anreisen lassen, nur um mich dann hier am Kai zu

parken wie bestellt und nicht abgeholt.

Ich habe ein Plätzchen auf einer Truhe gefunden, im hinteren Teil des Boots. Die anderen stehen um den Kapitänsstand herum und unterhalten sich mit dem Besitzer. Wenn sie darauf spekuliert haben, dass ich beim Einsteigen ins Wasser falle oder mit meinen Stadtschuhen auf der Brücke ausrutsche, muss ich sie leider enttäuschen! Aber wer weiß, vielleicht steigere ich mich auch bloß in etwas hinein. Nach so langer Zeit wäre ich an ihrer Stelle genauso unsicher, wie ich mich verhalten soll. Außerdem ist die Reserviertheit in dieser Gegend eine Art zweite Natur: Man umgibt sich mit ihr wie mit einem Schutzschild oder einem Kokon. Das war schon immer so, und es kann mir im Grunde auch völlig egal sein. Manche Dinge ändern sich nie.

Es geht los, wir legen ab! Der Kai rückt in weite Ferne und mit ihm auch die Fischauktionshalle, die ich übrigens deutlich älter in Erinnerung hatte. Wie aus dem Nichts tauchen jetzt plötzlich überall Schiffe auf, um sich unserer Prozession anzuschließen: schlichte Freizeitboote, kleine Segeljachten, ein Zodiac, bestimmt mehr als zwanzig! Der reinste Bootsausflug! Ich habe gelesen, dass diese Art von Zeremonie nicht einfach irgendwie und irgendwo durchgeführt werden kann. Man muss dafür beim Schifffahrtsamt eine Genehmigung einholen... was sie dann wohl getan hat, die ‚liebe Familie‘. Anscheinend gibt es sogar Unternehmen, die sich ganze auf solche Anlässe spezialisiert haben und alles Mögliche versprechen: Nachhaltigkeit, Eimer voller Blütenblätter, alles saisonal,

Bestattungen in Kajaks oder im Taucheranzug. Wenigstens bleibt mir das erspart.

Ich sehe keinen Pfarrer, und das Gegenteil hätte mich auch schwer gewundert.

Meine Güte, was für ein Spektakel! Man könnte meinen, hier startet eine Segelregatta, die *Route du Rhum*. Fehlen nur noch die Kameras und Hubschrauber. Da hat der Alte sich wirklich noch eine feine Kapriole ausgedacht, so ganz zum Schluss! Eigentlich besaß er ja meines Wissens schon zu Lebzeiten ein Grab, da oben auf dem Friedhof hinter der kleinen Kirche von Saint Julien. Von dort sind es nur wenige Schritte bis zum *Sentier des Douaniers*, dem alten Zöllnerpfad rund um die bretonische Küste, den wir als Kinder mit den Rädern entlang geprescht sind, als wären sämtliche Friedhofsbewohner hinter uns her. Das ging immer nur so lange gut, bis der erste von uns auf einen weltvergessenen Wanderer gestoßen ist, der dann wiederrum um ein Haar drei Meter tiefer gelandet wäre, auf den Felsen. Das Grab hat unser Urgroßvater schon zu Beginn des letzten Jahrhunderts gekauft, ein Statussymbol, wie es damals üblich war. Zumindest weiß ich jetzt, dass der Alte tatsächlich bis zum Schluss ganz er selbst geblieben ist: Neben seiner Frau, die nun völlig umsonst fast zwanzig Jahre auf ihn gewartet hat, wollte er natürlich nicht bis in alle Ewigkeit liegen, geschweige denn neben dem Rest der Familie! Nein, seine Asche musste unbedingt feierlich mitten in der Bucht verstreut werden, als Leckerbissen für die Fische, die er sein Leben lang von Plogoff bis Pors Poulhan gejagt hat. Eine schöne

Vorstellung ist das, wie sie sich jetzt auf ein geheimes Zeichen hin in Schwärmen unter der Wasseroberfläche aufreihen: Seebarsche, Seelachse und Makrelen, echte Feinschmecker, die unsere Prozession nicht aus den Augen lassen und schon ganz rachsüchtig mit den Kiemen beben. Und weiter unten, am Grund, die Krabben und Seespinnen, die sich linksch mit ihren Scheren ineinander verheddern, weil sie den Festschmaus kaum noch abwarten können. Ja, das hat der Alte unbedingt gebraucht, diesen ganzen Firlefanz hier, dieses maritime Trallala.

Wir haben den Hafen verlassen. Der Wind frischt etwas auf und treibt einen zähen Sprühregen übers Meer, das so platt und grau ist wie eine Schieferplatte. Wenigstens werden wir heute nicht auch noch seekrank.

Das Meer. Ich stelle fest, dass ich es tatsächlich ganz vergessen hatte. Dieses Meer hier, meine ich. In Ufernähe ist es noch so glatt und durchscheinend, dass man die braunen, reglosen Windungen des Blatttangs am Grund erkennen kann. Und doch überzieht es die Brise bereits mit einem feinen, regelmäßigen Raster, das aussieht wie gerippter Samt. Bald wird es mit kleinen Kratzern gespickt sein. Es wird zittern, sich in winzigen Wellen verwirbeln, an denen ich als Kind die Vorboten der Windstöße ablesen konnte. Da hinten, wo sich die Wogen auftürmen, ohne jedoch zu brechen, liegt die Untiefe von La Gamelle. Man könnte meinen, der Ozean richtet dort einen letzten Gruß an den Alten. Und die vielen weißen Punkte, die aussehen wie wahllos auf die Küste gestreute Kieselsteine, das sind die Häuser von Plouhinec. Ihre Fassaden schauen allesamt aufs

Meer hinaus, wie ein fernes, schweigendes Publikum. Er war bekannt hier, der Gute, das muss man ihm lassen!

Was ist denn das jetzt auf einmal für ein Tumult? Nein! Das darf doch nicht wahr sein! Onkel Henri hat die Urne ins Meer fallen lassen, du liebe Zeit! Wie kann man denn so ungeschickt sein! Obwohl... mein erster Gedanke eben war: Vielleicht ist es nur fair so. Mir fällt nämlich gerade wieder ein, was der Alte damals getan hat, Anfang der 80er Jahre, als man beinahe ein Atomkraftwerk in Plogoff gebaut hätte. Eines Nachts hatten er und Henri beschlossen, die Brücke von Le Loch zu sprengen, damit die Bereitschaftspolizei nicht in den Ort hineinkam. Und wie hat der Alte reagiert, als sie dann bei ihrer Aktion von der Staatsmacht überrascht wurden? Abgehauen ist er! Alleingelassen hat er ihn, den Onkel Henri, mit all den Scherereien. Meine Güte, was für eine Geschichte!

Sieh mal einer an, jetzt nimmt Henri den Kapitän aufs Korn, weil der – das ist wohl wahr – ein bisschen zu hektisch manövriert hat. Alle regen sich auf, alle schreien sich an. Ich gehe zur Seite, damit sie sich übers Heck beugen können. Herrjeh, was für ein Durcheinander! Wenn das so weitergeht, heißt es am Ende noch „Mann über Bord“, und irgendeiner gesellt sich zu dem Verstorbenen da unten. Um ehrlich zu sein, kann ich mir nur schwer das Lachen verkneifen. Ein Glück für mich, dass sie jetzt alle wieder nach vorne stürzen, weil das Boot bei seinem Wendemanöver geradewegs über den Alten hinweggefahren ist! Wenn es ihn in die Schiffsschraube gezogen hat wie in einen riesigen Mixer, ist die Zeremonie

hier schneller vorbei als gedacht... aber nein: Der Matrose hat sich jetzt einen Kescher geschnappt und die Urne damit aus dem Wasser gefischt. Endlich! Das Ding ist noch heil, zum Glück! In diesem Augenblick überzeugt sich gerade die ganze Truppe davon, dass der Alte auch wirklich noch drinnen ist. Ein bisschen durchgeschüttelt wird es ihn wohl schon haben, da unten, im Wasser. Und während jetzt alle wieder wie auf Kommando ihre steife, feierliche Haltung annehmen, muss ich mich ganz schnell zu Meer hinausdrehen, um nicht laut loszulachen.

Das Boot steht. Der Wind hat aufgefrischt. Wir schlingern ein bisschen. Ist mir nur recht, wenn sich das hier nicht unnötig in die Länge zieht. Für die anderen steht ja nicht viel auf dem Spiel.

Zum Zeichen, dass nun die Zeremonie beginnt, haben sie alle ihre Mützen abgenommen. Clet ist derjenige, der die Urne öffnen wird. Nach dem Vorfall eben hat er sie sich sofort geschnappt, mit einem merkwürdigen Blick auf Onkel Henri, als wolle er sagen: „Beinahe hättest du mich um mein Amt gebracht durch deine Schusseligkeit!“ Seitdem hält er sie fest und sicher in beiden Händen, ein wenig auf Abstand, mit steif ausgestreckten Armen. Man könnte fast meinen, der Alte wäre darin noch lebendig und würde ihm bei nächster Gelegenheit an die Gurgel springen, wenn erst einmal der Deckel abgeschraubt ist. Wie ein böser Geist.

Armer Clet. Was hat er den fertiggemacht, für nichts und wieder nichts! Immer an vorderster Front, der Gute, sobald er festen Boden unter den Füßen hatte. Aber sind

nicht gerade diejenigen unsere wahren Freunde, die es ein Leben lang bleiben, trotz unserer Fehler und Launen?

Was jetzt passiert ist, macht mich sprachlos, obwohl... Im Grunde hätte ich mir denken können, dass der Alte noch irgendeine Teufelei, einen letzten Streich für uns parat hält. Das Ganze hat nicht einmal zwei Sekunden gedauert. Clet hatte, als er die Asche zerstreute, den Arm hoch in die Luft erhoben, warum auch immer. Ein bisschen näher an der Wasseroberfläche, und es wäre nichts passiert. Vielleicht war er einfach zu aufgewühlt, zu nervös angesichts der wichtigen Rolle, die ihm zugedacht war – und das vor so vielen Augen. Jedenfalls hat Clet ganz offensichtlich die Seiten verwechselt und sich, ohne nachzudenken, genau in den Wind gestellt. Es gab eine kurze Böe, die aber doch kräftig genug war, um den gesamten Inhalt der Urne ins Boot hineinzuwehen. An Bord herrschte augenblicklich Totenstille. Alle standen wie versteinert, während sich die dicke Aschewolke auf sie herabsenkte. Eine Sekunde später waren Gesichter, Haare und Kleidung vollständig mit grauen Partikeln bedeckt. Man hätte denken können, sie wären eine Gruppe von Statuen, die sich plötzlich wie auf Kommando um sich selbst zu drehen begannen, alle gleichzeitig und dabei verstohlen den Blick der anderen suchend. Niemand machte irgendwelche Anstalten, sich vom Staub zu befreien, sich mit der Hand über die Wange oder durchs Haar zu fahren. In diesem Moment habe ich ihnen direkt ins Gesicht geschaut, jedem einzelnen von ihnen, einem nach dem anderen. Unsere Blicke trafen sich,

und die Trauer in ihren Augen war aufrichtig. Ich begriff, dass ich ihnen ähnlichsah: In meinem von der Asche verdreckten und von der Gischt durchnässten Anzug war ich einer von ihnen.

Aber was gerade noch viel schwerer wiegt: Der Alte ist zurück. Er ist wieder unter uns, unnahbar und dennoch allgegenwärtig, genau wie immer. Er durchbohrt die Herzen und lädt jedem die gleiche Last auf die Schultern, drückt jedem seinen Stempel auf. Auch darin bin ich ihnen ähnlich. Auf der Vergangenheit liegt für uns alle oft ein Schleier, so grau wie diese Asche hier. Ein Schleier, der uns stets daran erinnert, dass dieser bittere, kühle Mensch an seinen persönlichen Wahrheiten und an seinem Stück Felsen festgeklebt hat wie eine Napfschnecke. Von hier fortzugehen, hat für mich am Ende nichts Wesentliches geändert. Das konnte es auch gar nicht, denn ich bin genau wie sie: unwandelbar aus Granit gemacht, aus dem Granit der großen Kiesel an den Stränden. Hart und zäh, stur und von unsichtbaren Rissen durchzogen.

Corentin schaut mich mit Augen an, die noch feuchter glänzen als in meiner Erinnerung. René spielt mit einem Bund Autoschlüssel, als ob er mir sagen will, dass er auch weiterhin jederzeit zur Verfügung steht, genau wie für den Alten. Und Clets mächtige Pranken bewegen sich ungeduldig in seinen Jackentaschen auf und ab, als ob sie nur noch auf ein Zeichen von mir warten.

Auf einmal fällt Regen vom Himmel, immer stärker, immer dichter. Er rinnt über unsere Schädel, vermischt sich mit unseren Tränen, mit der Gischt. Er spült die Asche fort

und hinterlässt dunkle, wilde Gräben auf unseren Gesichtern und unserer Kleidung. Er fällt auf den Boden, vor unsere Füße, Tropfen um Tropfen. Er fließt durch die Rinnen über Deck und durch die Speigatten hinaus aufs Meer. So geht er also, der Alte, Partikel für Partikel, wie ein Gespenst, während wir uns anschauen, im stummen Wissen um unsere geteilte Identität.

Was hast du uns das Leben schwer gemacht, das ist wohl wahr. Aber am Ende sind wir doch alle hier, siehst du,
Papa

Hinweis

Auch wenn die in diesem Buch geschilderten Orte tatsächlich existieren, sind doch alle Handlungen und Menschen frei erfunden. Jede Ähnlichkeit mit realen Personen oder tatsächlichen Begebenheiten wäre rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Table des matières

Der Albatros.....	9
Der Landvermesser.....	49
Das Haus aus Sand.....	77
Die Flut kommt.....	87
Die Zeremonie.....	107

Die Idee zu diesem Buch kam mir während eines langen, blaugrünen Spaziergangs entlang der Küste von Beuzec-Cap-Sizun. Natürlich denke ich deshalb an meine Weggefährten an diesem Sommertag im Jahr 2013: Françoise, Oriane, Anne, Denis und Audrey.

Ein herzliches Dankeschön gebührt den vielen strengen Augen, die diesem Buch den letzten Schliff gegeben haben: Françoise Villeneuve, Maud Plantec, Chantal Arhan, Élisabeth Robart, Christine Rachou, Jean-Louis Dunau, Dominique Lauze, Marie Castrec, Véronique Paquet, Germain Dufor, Pierre-Yves Touzot und Frédéric Dessort.

Nicht zuletzt erwähne ich an dieser Stelle mit Respekt und Dank Jean Rohou für seine klugen Kommentare und Vorschläge.

R.D., im März 2015

Isabelle,

Als Du mir nach dieser sechsmonatiger Arbeit die deutsche Übersetzung dieser Geschichten geschickt hast, war ich tief bewegt. Ich habe nach so vielen Jahren die Freude wieder gefunden, Deutsch zu lesen; diese Sprache, die so schön, so malerisch, so logisch und so präzise ist; Ich fand die gleiche Freude, die Ich als Student auf einer Reise an die Ruhr oder als Studentenpraktikum in Saarbrücken oder München hatte. Dann kam das Erstaunen, dass Du so gut geschafft hast, in diese Geschichten zu kommen und das wieder herzustellen, was ich über die Menschen, die Landschaften und die Stimmungen dieses Landes sagen wollte - mein Land. Der Schock, endlich zu verstehen, dass es durch diese Übersetzung nun möglich war, diese Geschichten mit deutschen Lesern zu teilen.

Mein unendlicher Dank sei mit dir.

R.D., im Juni 2018

Éditions du Caillou
5 rue du Pastel
31400 Toulouse
www.editions-du-caillou.fr

Copyright © Mai 2018, Editions du Caillou, Toulouse

Titel der Originalausgabe:

L'Albatros, l'Arpenteur Et Autres Nouvelles du Cap Sizun

Copyright © April 2015, Editions du Caillou, Toulouse

Druck und Bindung

www.copy-media.net

SARL ACBE – COPY MEDIA

CS 20023

33693 – MERIGNAC CEDEX

Dépôt Légal Juin 2018

Albatros-Piktogramm auf Umschlag gestaltet von

Freepik / www.flaticon.com

